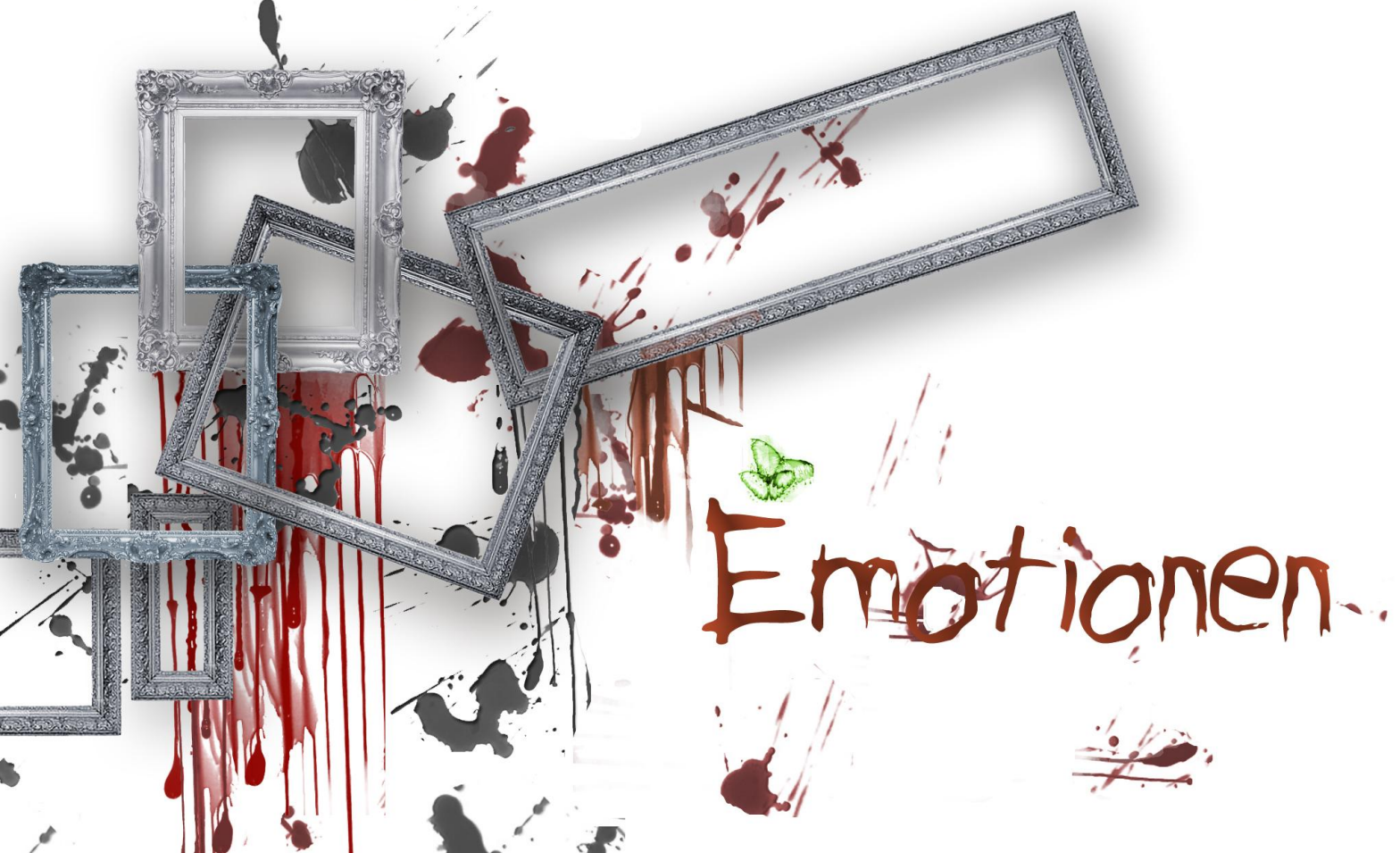


SOZUSAGEN

BIELEFELDER STUDIERENDENMAGAZIN
DER FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE

AUSGABE SoSe 07



Liebe Privilegierte,

für fast alles muss man nun (mehr) bezahlen. Nur wir wollten unser Konzept beibehalten, dass wir euch auch zukünftig Information und Unterhaltung kostenfrei, aber keineswegs umsonst, anbieten.

Als Schwerpunktthema behandeln wir dieses Mal „Emotionen“. Sie stellen ein alltägliches Phänomen dar, das man allerdings keinesfalls als selbstverständlich hinnehmen darf, schon gar nicht soziologisch. Häufig bleibt das Feld der Emotionen den Psychologen und Sozialpsychologen überlassen. Dass die Soziologie einen Beitrag leisten kann, möchten wir hier unter Beweis stellen: der Essay von Martin Jung behandelt „Scham als verinnerlichtes Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse“ und soll einen ersten Beleg dafür erbringen. Den zweiten erbringt Prof. Sighard Neckel von der Uni Giessen im Interview zum Themenschwerpunkt.

Der Praxisschwerpunkt, den wir in dieser Ausgabe vorstellen werden, ist „Soziale Probleme“. Hierzu gibt es eine Einführung in die Themen und Aufgabefelder dieses Schwerpunktes sowie ein Erfahrungsbericht zur Lehrforschung „Berufseinstieg“. In der Rubrik Soziologie International erzählt Jonas Kubizcek, von seinem abenteuerlichen Auslandspraktikum in Sri Lanka. Letzterer füllt auch die Sozusagen mit seinen dort aufgenommenen Fotografien aus. Damit wir alle mit der enormen Veränderung, der Einführung von Studienbeiträgen, besser zurecht kommen und wenigstens wissen, wofür dieses Geld verwendet wird, gibt es im Fakultätsteil noch ein Interview zu diesem Thema mit unserem Dekan Alfons Bora. Ihr Dissertationsprojekt wird Bettina Mahlert vorstellen. In ihm geht es um die Ausarbeitung eines Begriffsapparates zur Analyse sozialer Ungleichheit auf der Ebene der Weltgesellschaft.

Den unterhaltenden Abschluss stellen wieder das Autopoesiealbum (unter Mitwirkung von Martin Diewald) sowie unsere Autopoesie dar.

Um euch auch weiterhin so viele spannende Informationen und wissenschaftliche Unterhaltung bieten zu können, sind wir natürlich ständig auf der Suche nach journalistischem Nachwuchs. Also wenn du Lust hast, dann schau doch einfach mal auf einem Treffen vorbei!

Also, viel Spaß beim Lesen

Eure sozusagen-Redaktion

inhalt

Fakultät

4

News

Neuigkeiten der Fakultät und ein Interview mit der Fakultätsverwaltung über Studiengebühren

6

Neuzugang

Ein Interview mit Prof. Dr. Stefan Kühn

Schwerpunkte

9

Titelthema Emotionen

10

Interview

Sighard Neckel über Gefühle in der Gesellschaft

14

Essay über Scham

Zur Emazipation eines alltäglichen Gefühls

25

Praxisschwerpunkt

Soziale Probleme mit We-Einführung, und Lehrforschung

34

Dissertationsprojekt

Soziale Ungleichheit in der Weltgesellschaft. Grundbegriffliche Analysen

67

Soziologie international

Erfahrungen eines Auslandssemesters auf Sri Lanka

37

Kommentar

Eine persönliche Meinung zur Thema

3

Fotos

Wir stellen in jeder Ausgabe einen Fotografen vor, dessen Bilder das Magazin begleiten

38

Literatur

Welche Bücher sind interessant? Buchvorstellungen

40

Autopoesie

Bilder, Sprüche, Witziges, Zitate

42

Autopoesiealbum

Diesmal mit Martin Diewald.



„Künstler?! Das ist vielleicht ein bisschen viel gesagt. Ich habe das Glück viel zu reisen und dabei manchmal faszinierende Motive vor die Linse zu bekommen. Klar fließt da auch ein gewisses Maß an Kreativität mit ein, aber ganz ehrlich, meine besten Fotos sind meistens Zufallsprodukte“.

Jonas Kubitscheck fotografiert seit 10 Jahren. Die verwendeten Bilder sind im Jahr 2006 mit einer Canon Eos 350 D in Sri Lanka und auf den Malediven aufgenommen.



Personelles

Wir begrüßen ab diesem SoSe Stefan Kühl bei uns an der Fakultät als neuen Professor für Organisationssoziologie (siehe Interview).

Auch dürfen wir ab dem 1.4. Birgit Weber als neue Professorin begrüßen, sie wird das Ressort „Didaktik der Sozialwissenschaften“ bereichern.

Volker Kruse wurde zum außerplanmäßigen Professor für Geschichte der Soziologie ernannt.

In diesem Semester werden Berufungsgespräche für die Professur Politikwissenschaften für die Nachfolge von Frau Schmidt stattfinden.

Veranstaltungen

Sowohl Volker Kruse als auch André Kieserling werden in diesem Semester ihre Antrittsvorlesungen halten. Hierzu werden rechtzeitig Aushänge veröffentlicht. Es sind alle Studierenden herzlich willkommen!

Am 29.07. wird wie auch schon im letzten Semester ein Gespräch mit Anna Kosmützky und Dekanatsassistent Markus Göbel im Soz-Café stattfinden. Inhalt des Gesprächs wird die aktuelle Studiensituation sein, sowie das Projekt „Leitbild gute

Lehre“, welches eine Verbesserung der Lehre zum Ziel hat. Deswegen ist zahlreiches Erscheinen für jeden von Vorteil.

Strukturelles

Am 31.01. fand die Begehung im Rahmen der Akkreditierung des Studiengangs Master of education der Politikwissenschaftler statt; am 9.2. die Begehung der Studiengänge MA Gender und MA Soziologie statt. Hierbei wurde die Beteiligung der Studierenden als sehr wichtig und informativ angesehen. Die Ergebnisse werden voraussichtlich im Laufe dieses Semesters vorliegen. Die Aufnahme in den Studienbetrieb erfolgt im WiSe 07/08.

Derzeit läuft ein Forschungs-rating des Wissenschaftsrates für sämtliche Forschungseinrichtungen der Soziologie in der BRD. Entsprechende Zwischenstände und Ergebnisse sind auf der Homepage des Wissenschaftsrates nachzulesen.
<http://www.wissenschaftsrat.de/>

Aufgrund von Rationalisierungswünschen und dem Erhalt der Studierbarkeit aller Studiengänge der Fakultät, hat sich nun eine Arbeitsgruppe gebildet, die Umstrukturierungsvorschläge den BA Soziologie betreffend erarbeitet.

Ansprechpartner

Bei Problemen in der Lehre könnt ihr euch an folgende Personen wenden:

Studienberatung
Montags: 12-14 Uhr Anne
16-18 Uhr Johannes (Techniken wiss. Arbeitens)
Dienstags: 13-15 Uhr Tyrell
Mittwochs: 14-16 Uhr Sadaf
Freitags: 12-14 Uhr Barbara
Telefonisch zu erreichen unter: 0521 106 4205

Studiengangsbeauftragte
BA Soziologie: Prof. T. Faist
0521 106 4650
Prof. M. Diewald
0521 106 4309

BA SoWi: Prof. B. Geissler
0521 106 3870

BA PoWi: Prof. M. Albert
0521 106 3999

Diplom Soziologie: Prof. H. Tyrell
0521 106 4627

Studiendekanin
Frau Prof. Oechsle-Grauvogel in T4-126
0521 106 4395 (0521 106 3365) m.oechsle@uni-bielefeld.de

Studentische Hilfsjobs
Informationen zu studentischen Hilfsjobs hängen bei Frau Wenghöfer-Busekrus (U3-118), kümmert sich auch um Haushaltsmittel

„Mit den Studiengebühren muss man jetzt also Sachen machen, die kurzfristig einerseits Zeichen setzen und neue Sachen machen und uns andererseits nicht in einer Weise festlegen, die uns dann später Schwierigkeiten bereitet.“

Ein Gespräch mit dem Dekan Prof. Dr. Alfons Bora und Dekanatsassistent Dr. Markus Göbel über die Verwendung von Studienbeiträgen

sozusagen: Herr Bora, wie gehen Sie derzeit damit um, dass immer noch nicht völlig entschieden ist, ob und wie viel Geld Ihnen bzw. der Fakultät nach dem Gerichtsurteil zur Verfügung steht?

Bora: Wir müssen im Moment das Gerichtsurteil abwarten, bevor wir Klarheit darüber haben ob wir die Studienbeiträge jetzt haben oder nicht. Kurz- und mittelfristig ist das sehr unwägbar und so sehen auch unsere Haushaltsplanungen aus. In der Fakultätskonferenz haben wir unsere Planungen vorgestellt und die beinhalten große Spielräume, also wir wissen nicht ob wir finanziell relativ gut dastehen, wenn wir die Studienbeiträge haben oder ob es relativ knapp ist, falls wir sie nicht bekommen.

sozusagen: Haben Sie sich trotzdem schon für personelle Maßnahmen entschieden?

Bora: „Es ist im Moment geplant zwei neue Arbeitsplätze zu schaffen. Zwei Stellen für Lehrkräfte mit besonderen Lehraufgaben. Wir werden das schaffen, denk ich,

unabhängig davon, ob wir nun Studienbeiträge bekommen oder nicht. Haushälterisch ist das ein gewisses Risiko, aber ich denke, dass es ein wichtiges Signal an die Studierenden ist, wenn wir mit der Einrichtung solcher Stellen die Studiensituation der Fakultät signifikant verbessern können. Die Studienbeiträge werden uns in die Lage versetzen ein qualitativ wirklich gutes Lehrangebot aufzustellen, wie wir es sonst nicht könnten. Die halbe Stelle wird ab dem 1. April eingesetzt im Gebiet der Methodenlehre im quantitativen Bereich. Ab Oktober wird dann die andere halbe Stelle im Bereich qualitativen Methoden besetzt und die zweite volle Stelle im Bereich der Medien.“

sozusagen: Was wird es sonst noch für weitere Anschaffungen oder Änderungen geben?

Göbel: „ U.a. wird der CipPool neu ausgestattet. Was sicherlich sehr, sehr wichtig ist, weil der arg veraltet war. Da müssen auch leistungsstarke Rechner rein, die auf Dauerbetrieb eingestellt sind. Die sind zwar ein bisschen teurer als normale Computer aber dafür sind Mittel zur Verfügung gestellt worden. Ebenso wird ein Nachfolgeantrag für das Modellprojekt der Techniken wissenschaftlichen Arbeitens gestellt werden, das im vergangenen Semester sehr guten Anklang gefunden hat. Darüber hinaus werden wir die Infrastruktur einiger Räume verbessern. Schliesslich prüfen wir zur Zeit ob ein verbessertes Angebot von Fremdsprachenkursen realisiert werden kann.“

sozusagen: Viele der Studierende haben sicherlich den Eindruck, das Verwendungsverfahren für ihr Geld sei intransparent. Was würden sie diesen Studenten raten?

Bora: „Man kann sie sich aber sehr leicht transparent machen.

Die Vergabe ist bei uns an der Fakultät transparent und das Verfahren in der Uni ist es auch, so dass man jederzeit über die Fachschaften (L3-126 und L3-123) die Möglichkeit hat, nachzuvollziehen, was mit dem Geld gemacht wird.“

sozusagen: Im letzten Semester kam unter Studierenden mal das Gerücht auf, Sie wollen den Studiengang der Politikwissenschaft abschaffen? Was ist da dran?

Bora: „Dieses Gerücht kam zustande, weil die Anzahl der Studierenden, die die Fakultät aufnehmen muss durch die Kapazitätsverordnung, den Umfang des wissenschaftlichen Personals und die Curricularnormwerte der einzelnen Studiengänge bestimmt wird. Das verursacht bei uns Probleme, weil mit der Einführung des Globalhaushaltes einige wissenschaftliche Stellen und entsprechende Lehrkapazitäten eingespart werden mussten. Es ist wohl dieser Problemzusammenhang, der unter manchen Studierenden zu dem Gerücht geführt hat, ich wolle die Politikwissenschaften einstellen, aber ich hoffe, dass das Gerücht mittlerweile vom Tisch ist. Wenn nicht, möchte ich noch einmal ausdrücklich sagen, dass die letzten Fakultätskonferenzen entsprechend klare Beschlüsse gefasst haben. Das Problem ist natürlich immer noch da: wie kriegen wir unser Studienangebot so hin, dass es mit diesen verschiedenen Größen zusammenpasst?“

sozusagen: Wir danken Ihnen recht herzlich für dieses Gespräch und Ihre Offenheit!



Kühl?! Auf jeden Fall organisiert!

Seit diesem Semester bekleidet Stefan Kühl eine Professur für Soziologie an der Universität Bielefeld. Forschungsgebiete: Gesellschaftstheorie, Organisationssoziologie, Interaktionssoziologie, Industrie- und Arbeitssoziologie, Professionssoziologie, Wissenschaftsgeschichte. Am Besten und Schnellsten per E-Mail zu erreichen: stefan.kuehl@uni-bielefeld.de

Welche Aufgaben in Forschung und Lehre werden Sie an der Fakultät übernehmen?

Wenn ich auf meine Zuordnung in der Fakultät schaue, wird da vermutlich etwas mit „Organisationssoziologie“ stehen. Auf der einen Seite ist das präzise, weil ich mich eigentlich seit zwanzig Jahren dafür interessiere, wie Organisationen funktionieren. Aber auf der anderen Seite ist dies auch nur die halbe Wahrheit. Trotz meines Interesses für die Organisationssoziologie und meiner Präferenz für die Systemtheorie - da hat man als Organisationssoziologe eigentlich keine andere Wahl - bin ich von meinem Selbstverständnis zu allererst Soziologe.

Das sagt viel mehr aus als man zu erst vermuten mag. Dass bedeutet, dass ich mich vorrangig über die allgemeine Soziologie definiere und erst viel später über die Bindestrichsoziologien – egal ob man nun die Organisationssoziologie, die Entwicklungssoziologie oder auch die Wissenschaftssoziologie nimmt. Mich interessieren diese Bindestrichsoziologen, aber immer nur in ihrer Verortung in eine umfassende soziologische Theorie der Gesellschaft.

Woran arbeiten Sie gerade?

Mich interessiert im Moment besonders stark, was passiert, wenn durch westliche Logiken geprägte Organisationen auf Organisationen in Asien, Afrika oder Lateinamerika treffen, die durch ganz andere Rationalitäten geprägt sind. Was geschieht beispielsweise, wenn westliche Entwicklungshilfeorganisationen auf Organisationen in Ägypten, den Philippinen oder Jordanien treffen? Was für Effekte entstehen, wenn sich im Rahmen von Militäroperationen beispielsweise am Hindukusch westliche Armeen gezwungen sehen mit den dortigen Organisationen zusammenzuarbeiten. Im Bielefelder Dialekt würde man das Thema wohl am ehesten als „Organisationen in der Weltgesellschaft“ bezeichnen.

Aber solche thematischen Spezialisierungen werden immer wieder durch Zufälle unterbrochen. Vor sechs, sieben Jahren wurde ich in einem Interview mit der Frage konfrontiert, wie die Funktionsweise der damals so populären New Economy Firmen zu erklären sei. Ich wusste keine

Antwort. Da ich diese weder über die neuen Internet-Techniken noch allein über die Logik der zehn-bis zwanzig-Personen starken Face-to-Face-Organisationen erklären konnte, habe dann mehr Jahre damit zugebracht herauszuarbeiten, wie die Umstellung von investiven zu spekulativer Kapitalverwendung in der Risikokapitalfinanzierung dieser Unternehmen sich auf die Organisationsstruktur auswirkte. Ich bin also gespannt, was für Zufälle mich in Bielefeld von den „Organisationen in der Weltgesellschaft“ ablenken werden.

Sie haben die Uni Bielefeld ja schon aus studentischer Perspektive kennen gelernt. Welche Erfahrungen haben Sie damals gemacht?

Bei meiner Einstellung als Professor hat mich die Universitätsverwaltung vermutlich ungewollt, aber mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, dass ich eine studentische Vergangenheit hier hatte. Bei der Ausstellung meines Bibliotheksausweises wurde ich nachdrücklich darauf hingewiesen, dass ich 1993 drei Bücher mit einigen Tagen Verspätung abgegeben habe. Die Strafgebühren hätten sich inzwischen auf 25,- DM erhöht, ich könnte aber diese Summer gerne auch in Euro begleichen. Die Zahlung schmerzte nicht so sehr, eher die Erinnerung an die Qualität der Bücher, die man vor 15 Jahren noch mit großem Enthusiasmus ausgeliehen hat.

Es spricht für eine funktionierende und gegen professoralen Status weitgehend immune Universitätsbürokratie, dass solch Vergehen erfolgreich auch noch 15 Jahre später und bei entsprechendem Statuswechsel konsequent verfolgt wird. Eigentlich kennt man solche Statusblindheit nur aus dem gegen Rang und Status immunen Rechtssystem – der betrunkene Auto fahrende Bundestagsabgeordnete wird ebenso durch die Polizei verfolgt wie der Student – nicht aber aus Organisationen. Es sagt viel über eine Universität (immerhin ja eine Organisation) aus, wenn sie sich so status- und rangblind verhält.

Aber abgesehen davon. Ich hatte damals sowohl in Soziologie als auch in der Geschichtswissenschaft hervorragende Lehrende – ein Teil von Ihnen ist inzwischen an anderen Universitäten, aber ein kleiner Teil von ihnen wird jetzt zu Kollegen. Mir hat in Bielefeld immer gefallen,

dass es damals diese sonst in vielen Universitäten üblichen Nichtangriffspakte zwischen Lehrenden und Studierenden nicht gegeben hat – frei nach dem Motto “Prof, ich lass dich in Frieden deine Forschung machen, dafür bekomme ich aber meine Scheine ohne große Anstrengung.” Ich hoffe, dass es diese Nichtangriffspakete nach wie vor nicht gibt.

Sie haben zu ihrer Zeit selbst schon an einer studentischen Zeitschrift an der hiesigen Fakultät mitgearbeitet, die Agilprop. Könnten Sie uns etwas dazu erzählen?

Es war ein Versuch damals eine Zeitschrift von Studierenden zu etablieren, auch um die Situation an der Universität mit soziologischen Instrumentarium zu analysieren. Ich weiß gar nicht mehr, ob ein Großteil der Studierenden überhaupt noch das AGIL-Schema lernt, geschweige denn ob das Wortspiel auf Agitprop verstanden werden würde. Von daher ist vermutlich Sozusagen ein besserer Titel.

Aufgrund der Erfahrung – Was denken Sie wird sie in ihrer Rolle als Professor hier erwarten?

Wenn man als Neuling an der Fakultät informell mitgeteilt bekommt, dass man sich bitte die Mittwoche für Selbstverwaltung freizuhalten kann einem schon mulmig werden. Ich habe die Effekte dieser Selbstverwaltungsorgien früher als Student im AStA und im Senat live erlebt und vermutlich auch meinen Teil zu diesen Abstimmungen über zukünftige Abstimmungen beigetragen.

Niklas Luhmann hat dies einmal als „Demobürokratie“ der Universität bezeichnet. Man nimmt an Sitzungen teil, um seine Stimme abzugeben. Um in der Sitzung etwas durchsetzen zu können, muss man vorher an Sitzungen teilnehmen, um die Sitzung vorzubereiten. Und man muss dann an weiteren Sitzungen teilnehmen, um sicherzustellen, dass das Ergebnis der ersten Sitzung in der nächsten Sitzung nicht verfälscht wird. Aus einer Entscheidung, die vermutlich auch durch eine einfache Verwaltungsentscheidung getroffen werden könnten, wird so eine Vielzahl von Entscheidungen.

Von einer selbstverwaltungsarmen Universität kommend, hoffe ich, dass einen die Demobürokratie hier nicht allzu sehr vom Lehren und Forschen abhält – deswegen hat man ja maßgeblich diesen Beruf gewählt.

Gibt es einen Unterschied zwischen einer Bundeswehr-Universität und öffentlichen Universitäten? Was sind ihre Eindrücke?

Der schmerzhafteste Prozess für viele Soziologiestudierenden ist ja die Realisierung, dass Soziologie nicht die Fortsetzung seines politischen Engagements mit anderen Mitteln ist, sondern eine Wissenschaft, die nach anderen Regeln funktioniert als Politik. Eine Erkenntnis die ja

schon Max Weber hatte, die man als politisch interessierter und engagierter Studierender aber erst mühsam realisieren muss.

Die Auskühlung des politischen Engagements der Soziologiestudierenden (als Soziologiestudierende nicht als politisch denkender Mensch) läuft an der Bundeswehr-Universität anders, weil die politischen Vorurteile mal nicht vorrangig von links sondern von rechts – teilweise ganz rechts - kamen. Dadurch konnte man gerade in der Lehre ein ganz neues soziologisches Antworten- und Beispielspektrum entwickeln.

Ansonsten hat mir die Lehre dort aber sehr viel Spaß gemacht, einmal weil ich dort eine kleine Gruppe von sehr engagierten Studierenden wie in einem Klassenverband über zwei Jahre unterrichten konnte und andererseits weil die Offiziere auf eine eigene – mehr oder minder reflektierte – Organisationserfahrung zurückgreifen konnten.

Worin unterschied sich die Lehre?

Die Rolle sowohl als Soldat und Student – führt dazu, dass die Studentinnen und Studenten jedenfalls im ersten Jahre noch stark ein schulisches Verhalten an den Tag legen konnten. Man konnte in den Seminaren immer so tun als wenn man mit der ganzen Sache nichts zu tun hat, weil man ja eigentlich ein Kämpfer ist und das Studium nur absolviert, weil man es befohlen bekommen hat. Wegen dieser Möglichkeit zur Rollendistanz gab es die „Interaktions-Clowns“, die man ja sonst eigentlich nur aus der Schule kennt. In vielen Fächern wurde dies durch Appelle an die Disziplin kompensiert – das funktioniert ja an der Bundeswehr-Universität ganz gut. In der Soziologie war dies jedoch kein Problem, weil das Fach sehr schnell als Spezialisierung gewählt werden konnte und die Studierenden mit Leidenschaft für Rollendistanz sehr schnell andere Fächer bevorzugt haben.

Aus einer Großstadt kommend - Wie ist ihr Verhältnis zu Bielefeld als Wohnort und als Arbeitsort?

Ich bin aus München, wo ich meinen Zivildienst gemacht, habe 1988 zum Studium nach Bielefeld gegangen. Mich hat damals neben den hervorragenden Studienbedingungen in Soziologie und Geschichtswissenschaft besonders die Normalität Bielefelds angezogen. Meine Zuneigung für Arminia Bielefeld kommt noch aus dieser Zeit. Ein Fußballverein, von dem man weiß, dass er garantiert nie deutscher Meister wird, hat einfach seinen Reiz.

Aber meine Faszination für diese Normalität hat zugegebenermaßen in den letzten Jahren nachgelassen. Aber was kann man dagegen machen? Hoffnungen Bielefeld durch einen großen Fluss oder einen direkten Zugang zum Meer ein bisschen aufzupeppen, sind vermutlich unrealistisch. In Bielefeld sind zurzeit einfach die meisten interessantesten Soziologen – und dafür nimmt man auch den Ostwestfalen-Damm in Kauf.

Partnerschaften für die Gesundheitswirtschaft in Ostwestfalen-Lippe



Zentrum für Innovation
in der Gesundheitswirtschaft
Ostwestfalen-Lippe

www.zig-owl.de

titel:



emotionen

Sighard Neckel im Interview über Gefühle in der Gesellschaft // 12
Lena Weber

Zur Emanzipation eines alltäglichen Gefühls - Scham als verinnerlichtes Abbild
gesellschaftlicher Verhältnisse// 16
Martin Jung

„Gelb vor Neid“, „Zornesröte“ und „blanke Wut“ – Sighard Neckel über Gefühle in der Gesellschaft



Der ehemalige Student der Bielefelder Universität (Soziologie, Jura und Philosophie) Sighard Neckel, schloss sein Studium an der Freien Universität Berlin im Jahr 1983 ab. Nach einigen Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Berliner Universität promovierte er mit dem Thema: „Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit“. Ebenfalls in Berlin habilitierte er sich mit der Arbeit: „Die ostdeutsche Doxa der Demokratie. Eine Gemeindestudie zum politischen Wandel in Ostdeutschland 1989 bis 1995“. Danach zog es Neckel weiter in den Süden Deutschlands und seit 2001 lehrt er an der Justus-Liebig Universität Gießen im Institut für Soziologie. Seine Forschungsschwerpunkte sind Soziale Ungleichheit, Soziologie des Ökonomischen, Machtprozesse und die Emotionssoziologie. Das Interview über Emotionen der Sozialen Ungleichheit führte Lena Weber.

Wie sind Sie eigentlich auf die für Soziologen eher ungewöhnliche Fragestellung nach Gefühlen gekommen?

Der Beginn meiner Beschäftigung mit der Soziologie der Emotionen war, dass ich über das Gefühl der Scham gearbeitet habe. Zuvor hatte ich mich bereits mit Problemen sozialer Ungleichheit näher befasst, vor allem damit, wie sich die Erfahrung von Ungleichheit in der je eigenen Selbstdeutung niederschlägt. Das ist dann zunächst auch eine Frage der Gefühle, denn bevor sich Akteure ihrer eigenen Stellung in einem jeweiligen sozialen Kontext kognitiv inne werden, werden sich zunächst bestimmte Gefühle einstellen, die ihnen signalisieren, in welchem Verhältnis sie sich zu ihrer jeweiligen Bezugsgruppe befinden.

Warum finden Sie, dass sich Soziologen damit beschäftigen sollten?

Weil es in der Soziologie, wie in anderen Humanwissenschaften auch, noch immer ein gewisses rationalistisches Vorurteil gibt. Als ob Akteure immer nur aus bewussten Überlegungen heraus handeln würden. Alle unsere Handlungen sind aber von Gefühlen begleitet und nicht wenige Handlungen im Alltag sind durch Gefühle direkt motiviert. Insofern sind Soziologinnen und Soziologen gut beraten, an Gefühlen wissenschaftlich nicht vorbeizugehen.

Sie haben eben schon angesprochen, dass Sie sich besonders für soziale Ungleichheit interessieren und daraus Ihr Interesse für die Gefühle entstanden ist.

Könnten Sie vielleicht noch mal die Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Gefühlen etwas näher erläutern?

Gefühle sind ja vor allen Dingen auch deswegen soziologisch relevant, weil sie eine Art von spontaner Bewertungsinstanz darstellen. Welche Bedeutung Ereignisse, Objekte oder andere Personen für Akteure haben, schlägt sich in bestimmten Emotionen nieder. So ist es auch mit der Sozialstruktur: Die Erfahrung der eigenen sozialen Position wird von Emotionen begleitet, die mir anzeigen, welche Bedeutung meine jeweilige Soziallage für mich hat, etwa in Gefühlen der Unterlegenheit, des Neides oder der sozialen Scham, aber auch durch Hochmut oder Blasiertheit.

Sie beschäftigen sich vor allem mit den Gefühlen derjenigen, die unter dem „Stau der sozialen Mobilität“ leiden, also den sozial Benachteiligten. Das sind Gefühle wie Zorn, Wut, Scham und Neid. Sind das die interessanteren Gefühle für Soziologen? Oder warum interessieren Sie sich nicht auch für die Gefühle der Bessergestellten?

Die Ungleichheitssoziologie hat sich seit je her stärker mit den gesellschaftlich benachteiligten Gruppen beschäftigt als mit den gesellschaftlichen Eliten. Man mag das durchaus beklagen, dass wir über die Oberschichten vergleichsweise weniger wissen. Ein Grund hierfür dürfte sein, dass die Soziologie soziale Ungleichheit zumeist als ein Problem betrachtet, also ein normativ kritisches Verhältnis zur sozialen Ungleichheit hat. Das würde ich auch

für mich gelten lassen.

Es gab ja neulich die Debatte um die Unterschichten in Deutschland, dann über die Relevanz von Managergehältern, werden da kollektive Gefühle geschürt?

Der Begriff der kollektiven Gefühle ist ja immer ein bisschen missverständlich, weil Kollektive im strengen Sinn nicht fühlen können. Fühlen können nur einzelne Personen. Aber persönliche Gefühle sind nicht rein individuell, sondern basieren auf sozialen Erfahrungen und kulturellen Mustern, die gesellschaftliche Akteure vielfach miteinander teilen. Zu den gemeinsamen Erfahrungen unserer Zeit gehört sicherlich auch, dass die soziale Ungleichheit wieder wächst, was sich etwa an der Spreizung der Einkommen oder der zunehmenden Armut verdeutlichen lässt. Insofern ist es nicht überraschend, wenn dieser gesellschaftliche Prozess auch entsprechende Emotionen aktiviert. Dass in den gesellschaftlichen Debatten hierüber auch an bestimmte Gefühle appelliert wird, das gehört dazu. So wird gerade in den letzten Jahren öffentlich immer stärker auf solche Gefühle wie Neid abgestellt. Hierbei herrschen allerdings oftmals einige Missverständnisse vor. Neid entsteht zumeist in der sozialen Nachbarschaft und nicht zwischen Gruppen, die von ihrem Status her weit auseinanderliegen. In der öffentlichen Kommunikation über die „Neidgesellschaft“ und dergleichen wird aber stets so getan, als würden die Oberschichten ständig von der Missgunst der unteren Schichten verfolgt. In Wirklichkeit werden sie von ihnen aber mindestens ebenso bewundert.

Meine nächste Frage geht in eine etwas andere Richtung, ich denke jetzt gerade an Jugendliche mit Migrationshintergrund, die sich vergleichen mit Jugendlichen, die hier geboren sind, was würden sie empfehlen wie kann man eventuell aufkommenden sozialen Neid oder Wut entgegenwirken?

Wer neidisch auf andere ist, dokumentiert immer das eigene Gefühl der Unterlegenheit und ein geringes Selbstbewusstsein. Alle gesellschaftlichen Prozesse und Maßnahmen, die dazu geeignet sind, das Selbstbewusstsein bestimmter Sozialgruppen zu stärken, wirken auch gegen den Neid. Wut wiederum ist eine Emotion, die dann aus dem Neid heraus entstehen kann, wenn Akteure die Einschätzung haben, vom sozialen Vergleich gewissermaßen von vorneherein ausgeschlossen zu sein, überhaupt keine Chancen im gesellschaftlichen Wettbewerb zu haben. Exklusionsprozesse, wie wir sie heute beobachten können, sind daher vielfach mit Aggressionen verbunden, die sich gegen andere richten, aber auch als selbstzerstörerische Akte auftreten können.

Sie haben eben gerade in einer Frage schon angedeutet, dass man vorsichtig sein sollte mit Begriffen wie

„Neidgesellschaft“. Gerade gestern Abend kam auf der ARD wieder ein Beitrag über „Den Neidhammel Deutschland“ (17.01.2005 um 22:45), können sie das noch etwas näher erläutern?

Begriffe wie die „Neidgesellschaft“ werden im öffentlichen Diskurs häufig verwendet, um Kritik an sozialer Ungleichheit und Ansprüche auf eine größere Teilhabe in der Gesellschaft als Ausdruck schlechter Charaktereigenschaften zu diskreditieren. Auch dient der Begriff der „Neidgesellschaft“ privilegierten Gruppen dazu, eine Art Aufwärtssolidarität der Bessergestellten gegen nachrückende und abgehängte Sozialgruppen zu stiften. „Neidgesellschaft“ ist also ein politischer Kampfbegriff, und ein wenig scheinheilig obendrein. Wer ständig den wirtschaftlichen Erfolg predigt und den Segen des Wettbewerbs, der sollte sich über den Neid nicht beschweren. Eine Marktgesellschaft ohne den scheelen Blick auf Nebenbuhler und Konkurrenten ist eben nicht zu haben.

Warum ist besonders in Deutschland die Diskussion um eine Neidgesellschaft immer wieder da?

Ob dies eine deutsche Besonderheit ist, würde ich erst einmal bezweifeln. Doch sicherlich hat die deutsche Gesellschaft historisch eher Schwierigkeiten damit, soziale Alltagskonflikte, die aus Ungleichheit entstehen, gewissermaßen als eine normale Erscheinungsweise des sozialen Zusammenlebens zu akzeptieren. So sucht man die Urgründe für jeden unerfreulichen Streit immer beim „Menschen an sich“ und seiner vermeintlichen Wesensnatur. Dann kommt noch der moderne Volkssport der Laienpsychologie dazu, wonach alle Ursachen für Gefühle und Handlungsweisen angeblich in den psychischen Problemen einzelner zu finden sind. Do wo Menschen unterschiedlicher Klassen und Schichten um Wettbewerbchancen und knappe Ressourcen ringen, gehören die kleinen Alltagsgefechte um den eigenen Vorsprung zur alltäglichen Wirklichkeit eben selbstverständlich hinzu. In Deutschland wird dies vielleicht besonders schnell mit persönlicher Missgunst verwechselt.

Manchmal, wenn ich Ihre Texte gelesen habe, hatte ich das Gefühl, zwischen den Zeilen eine Kapitalismuskritik heraus zu lesen. Inwiefern trifft das zu?

Max Weber hat einmal geschrieben, dass „die Wirtschaft unser Schicksal“ sei, und er meinte damit den modernen Kapitalismus. Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn man sich in soziologischen Analysen zur Gegenwart auch kritisch zu den ökonomischen Strukturen unserer Gesellschaft verhält. Vor allem dann, wenn der Kapitalismus in Gestalt einer modernen Marktgesellschaft immer mehr gesellschaftliche Bereiche unter seine Regie nimmt. Dies ist ein Prozess, den auch alt-ehrwürdige Liberale unter den Soziologen wie Ralf Dahrendorf kritisieren, als er vor

einigen Jahren geschrieben hat, dass ein Kapitalismus, der sich unterschiedslos insgesamt über die Gesellschaft ausbreitet, dabei sei, „totalitär zu werden“. Bei der „Kapitalismuskritik“, von der Sie sprechen, befindet man sich also durchaus in bester Gesellschaft.

Verraten Sie uns noch zum Abschluss woran Sie zur Zeit arbeiten?

In den letzten Jahren habe ich mich insbesondere mit dem Wandel des Leistungsprinzips in unserer Gesellschaft beschäftigt und die Fragestellung verfolgt, welche Bedeutung „Erfolg“ in der Kultur der Gegenwart hat. Zur Zeit bereite ich Forschungen zur Soziologie von Wettbewerben vor. Also, mich interessiert, welche unterschiedlichen Formen Wettbewerbe heute in den verschiedensten sozialen Feldern annehmen, und welche Konsequenzen der Wandel zur modernen Wettbewerbsgesellschaft soziologisch eigentlich hat.

Vielen Dank für das Gespräch

Anzeige



Alles was Sie rund ums Buch brauchen,
finden Sie bei uns im Laden oder
ganz einfach unter

www.lucebuch.de

Bestellungen die Sie bis 17:00 Uhr aufgeben,
liegen am nächsten Tag ab 11:00 Uhr für Sie
zur Abholung bereit, alles ohne
Kontoangaben!

Sie finden uns in der
Unihalle Nähe „Westend“

Wir freuen uns auf Sie!

Unsere Öffnungszeiten:
Mo. - Fr. 9:00 bis 18:00 Uhr

Tel: 0521 / 102773
Fax: 0521 / 105501

Auf dem Weg in eine gemeinsame Welt

**Ein Versprechen für die Zukunft?
Kann man das in der heutigen Zeit noch abgeben?**

Duane Elgin analysiert in seinem äußerst klaren und erhellenden Buch die Situation der Menschheit und fragt nach dem Reifegrad unserer Zivilisation. Was kann der Einzelne zum Allgemeinwohl beitragen, wie weit ist er verantwortlich? Die alte Frage „Bin ich meines Bruders Hüter?“ wird von Elgin in einem neuen Zusammenhang, in einer neuen Welt gestellt. Soziale, politi-

sche, wirtschaftliche und nicht zuletzt spirituelle Aspekte werden beleuchtet und ergeben in der Zusammenschau ein Bild von einer möglichen Gesellschaftsform, die durchaus als *Versprechen für die Zukunft* gelten kann. „Selbstgewählte Einfachheit“, die aus einem Verantwortungsgefühl für unsere gemeinsame Welt, aus einer spirituellen Sicht auf die Dinge, resultiert, ist für Elgin der Weg in eine lebbare Zukunft.

Mit großer Sachkenntnis und einer spürbaren Liebe zur Menschheit entwickelt Elgin in diesem Buch seine Vision für den Fortbestand unseres Planeten. Sowohl der Einzelne als auch die Gesellschaft werden aufgefordert, sich mit ihrer Weisheit an der Verwirklichung dieser Hoffnung zu beteiligen.



Duane Elgin
**Ein Versprechen
 für die Zukunft**
 Eine hoffnungsvolle Vision für das
 Fortbestehen unseres Planeten
 ISBN 978-3-933496-77-5
 240 Seiten, Broschur
 € (D) 18,50

Duane Elgin ist Autor und Vortragsredner. Er ist Betriebswirt, hat einen Mastergrad in Wirtschaftsgeschichte und einen Ehrendokortitel des „California Institute of Integral Studies“ für Arbeiten im Bereich der ökologischen und spirituellen Transformation. Er ist Mitbegründer dreier Non-Profit-Organisationen und beschäftigt sich seit über dreißig Jahren mit den individuellen und kollektiven Aspekten der menschlichen Lebensreise.

- www.awakeningearth.org
- Ein längeres Interview mit Duane Elgin finden Sie unter www.wie.org/jd_j6/elginintro.asp



Zur Emanzipation eines alltäglichen Gefühls

Scham als verinnerlichtes Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse

Von Martin Jung

1. Einleitung und Vorüberlegungen

„Wer in China einmal mit dem Zug gefahren ist, wird dieses Geräusch nicht mehr vergessen. Es beginnt mit einem tiefen Gurgeln, wenn die Mitreisenden morgens ihren Speichel im Mund sammeln. Dann folgt das schnarrnde Hochziehen des Nasenschleims, das schließlich in einem lautstarken Ausspucken mündet. Regelmäßiges und kräftiges Spucken, so glauben viele Chinesen, ist gut für die Gesundheit.

Das soll sich nun ändern. Rechtzeitig vor der Olympiade 2008 will Peking seinen Bürgern mit einer neuen Kampagne Benimm-Regeln beibringen. ‚Wir werden mit Zeitungen, Radio und Fernsehstationen, dem Internet und mit Mobiltelefonfirmen zusammenarbeiten, um den Menschen die richtige Art des Spuckens beizubringen‘, kündigte Frau Zhang, die Direktorin des hauptstädtischen Ethik- und Kulturentwicklungsbüros, vor kurzem auf einer Pressekonferenz an. Wie diese neue Art des zivilisierten Spuckens aussehen soll, erklärte die Direktorin auch: ‚Man muss in ein Taschentuch oder in eine Tüte spucken und diese dann in den Mülleimer werfen, um den Vorgang abzuschließen.‘“ (Frankfurter Rundschau, 7. März 2006, Nr. 56: 14). Auch das englische „Queuing“ und das Stehenbleiben bei roten Ampeln sollen die Chinesen erlernen, wofür in Peking eigens Aufpasser eingesetzt werden.

Während den Chinesen derzeit ein kräftiger Formalisierungsschub widerfährt, der viele ihrer bisher gängigen Verhaltensweisen mit (neuen) Peinlichkeitsgefühlen zu belegen sucht, gibt es in der zivilisierten, westlich-kapitalistischen Welt des 21. Jahrhunderts einen anderen – vielleicht nicht so eindeutigen – Trend.

Wer schon einmal in einer größeren Stadt war, der wird wissen, dass dort kaum jemand (mehr) bei einer roten Ampel am Straßenrand wartet. Und auch das Spucken erfährt hierzulande eine zeitgenössische Renaissance: Im Mittelalter schien es in der abendländischen Gesellschaft ein allgemeines Bedürfnis des Spuckens zu geben

– lediglich mit folgender Einschränkung, die aus einer lateinischen Tischzucht des Mittelalters zu entnehmen ist: „Nec ultra mensam spuere nec desuper unquam (zu Deutsch: Spucke nicht über oder auf den Tisch.)“ (Elias 1969b: 208). Erst im 16. Jahrhundert lassen sich die ersten Bemühungen finden, gegen dieses Bedürfnis anzugehen. Es wurde den Menschen dazu geraten, in ein Tuch hinein zu spucken – wohlgerneht als Möglichkeit und nicht etwa als Notwendigkeit. In der Folgezeit bildete sich ein immer stärker werdendes Scham- bzw. Peinlichkeitsgefühl aus. So steht in einem Manieren-Buch des 17. Jahrhunderts: „Ehemals war es erlaubt vor Personen von Stand auf die Erde zu spucken, und es genügte den Fuß darüber zu setzen, heute ist das eine Indezenz“ (Elias 1969b: 214). Im 18. Jahrhundert stieg diese Scham- bzw. Peinlichkeitsschwelle dann derart an, dass es sich nicht einmal mehr ziemte, über das Spucken zu sprechen. Im 19. Jahrhundert schließlich ist „das Spucken zu allen Zeiten eine widerliche Gewohnheit“ (Elias 1969b: 214); ehe es im 20. Jahrhundert kaum noch einer äußerlichen Regulation des Spuckens bedarf. Das Bedürfnis des Spuckens selbst scheint verschwunden zu sein. Doch zu Beginn des 21. Jahrhunderts erleben wir eine Wiederbelebung des alten Verlangens: War es doch schon aus dem Benehmen „herausgezüchtet“ worden, gehört das Spucken heute zu einem neuen, vor allem in jüngeren Generationen gängigen „Coolness-Schema“.

Wenn auch sehr zusammengefasst, zeichnen sich aus dieser kurzen Betrachtung des Spuckens vier ineinander übergehende Phasen ab, in denen sich der Zivilisationsprozess – sowohl die Psychogenese eines Individuums als auch die Soziogenese einer Gesellschaft – vollzieht bzw. vollziehen kann: Die erste Phase zeichnet sich durch eine unregulierte Verhaltens- und Erlebenswelt des Individuums aus (Bedürfnis des Spuckens), bevor in der zweiten Phase eine durch permanente soziale Kontrolle, durch äußerliche Zwänge und „formale Regeln“ bestimmte Verhaltens- und Emotionsregulation einsetzt, die mit drastischen Strafdrohungen erzwungen wird und

somit extrinsisch motiviert ist (Spucken als Indezenz). In einer dritten Phase ist eine Verinnerlichung dieser Fremdregulation zu konstatieren, d.h. die Fremdzwänge werden in automatisch und blind wirkende Selbstzwänge transformiert, in ein Gewissen oder auch in ein Über-Ich, was sich in intrinsischen, normgeleiteten Motivationen äußert (Verschwinden des Spuckbedürfnisses). Die Motivation bleibt jedoch negativ: An die Stelle der Angst voreinander und vor Sanktionen tritt die Angst vor dem eigenen schlechten Gewissen. Die Transformation der sozialen Muster der Kontrolle ist gleichsam die Voraussetzung für die vierte Phase – einem Informalisierungsprozess, in dem die verinnerlichten Regulationen und Zwänge (wieder) erodieren und einer Informalisierung des Verhaltens weichen (wiederkehrendes Bedürfnis des Spuckens). Das Verhalten, das erforderlich ist, um den (weiter ansteigenden) gesellschaftlichen Interdependenzen Rechnung zu tragen, wird jetzt durch mehr oder weniger starke rationale Einsicht und positive, zielorientierte Motivationen erreicht; „denn die [...] zu beobachtende Lockerung im zwischenmenschlichen Umgang und im Umgang mit unserer Körperlichkeit hat als ihr Pendant das [in der dritten Phase] entwickelte hohe Maß an Affektkontrolle, einer emotionalen ‚Selbstzwangapparatur‘, die im Ideal des ‚Cool‘-Bleibens gerade dort noch akzentuiert wird, wo die Informalisierung am weitesten fortgeschritten ist“ (Dreitzel 1983: 153) („Spucken ist cool.“).

Vor dem Hintergrund dieser zivilisationstheoretischen Überlegungen stellt sich die Frage, wie oder inwiefern die Menschen in einer sich rasant verändernden Welt auf diese Veränderungen der (modernen) Gesellschaft reagieren. Warum gehört das Spucken heute (bei vielen Jugendlichen) wieder zum Verhaltensrepertoire? Erleben wir derzeit einen Werteverfall!? Was ist gemeint mit der zu beobachtenden Lockerung im zwischenmenschlichen Umgang und im Umgang mit unserer Körperlichkeit?

Die in einer bestimmten „Figuration“ oder „Rahmung“² vorherrschenden Scham- und Peinlichkeitsgefühle bieten hier einen möglichen Zugang. Wer kennt dieses Gefühl nicht?! Es ist etwas Peinliches³ geschehen und man würde am liebsten in der Erde versinken. Unfähigkeit, Hilflosigkeit, Gelähmtheit, Befangenheit und Blockiert-Sein können Erlebnisse der Scham sein. Gerade in solchen Momenten fühlt man sich von anderen ausgeschlossen und außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung stehend. Die negative Selbstbewertung in Richtung Unzulänglichkeit oder Unzugehörigkeit führt zu dem Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben bzw. den Eindruck, den man auf andere macht, nicht mehr steuern zu können. Denn Schamgefühle resultieren für gewöhnlich aus dem Erleben der eigenen Person, einer anderen Person oder einer Situation als unzureichend hinsichtlich der jeweils vorherrschenden Normen bzw. der geltenden „Verkehrsordnung“.⁴ So ist der „Auslöser für das Gefühl der Peinlichkeit [...] in jedem Fall ein unwillkürlicher Akt der Verletzung kultureller

Standards und Erwartungen“ (Dreitzel 1983: 151). Unwillkürliche Akte lassen sich nach Dreitzel auffassen als normative und/oder intellektuelle Inkompetenzen, als den unwillentlichen, vorübergehenden Verlust der Körperkontrolle und/oder der Interaktionskompetenz z.⁵ Sonach scheint es nicht verwunderlich, dass in unserer zivilisierten, normativ geregelten Lebenswelt viele Peinlichkeiten entstehen (können); denn in allen Momenten, in denen die „öffentliche Ordnung“ dieser Welt gestört ist, liegt der Schritt zur Peinlichkeit nahe. Nicht zuletzt aus diesem Grund bilden die Scham- und Peinlichkeitsgefühle bzw. die Scham- und Peinlichkeitsschwellen einen brauchbaren Zugang zur Offenlegung der vorherrschenden öffentlichen Ordnung, der dort gültigen Interaktionskompetenzen und ihrer typischen Gefährdungen und Veränderungen.

In der folgenden Abhandlung möchte ich mich dem Gefühl der Peinlichkeit in einem allgemeinen, zivilisationstheoretischen Abschnitt (Kapitel 2) nähern, in dem die Transformation gesellschaftlicher Erwartungen und Zwänge in sog. Selbstzwänge bzw. in ein Gewissen thematisiert wird, und wie mit den unausweichlich enger werdenden Funktionsverflechtungen und Interdependenzgeflechten mit langen Produktions-, Handels-, und Konsumketten zwangsläufig eine fortschreitende Verhaltens- und Affektregulation (Formalisierung) einhergeht. Es wird gezeigt, warum diese Zwänge die Grundlage der Schamgefühle darstellen. Im weiteren Verlauf werden diese Überlegungen anhand dreier Kapitel (3-5) konkretisiert. Zuerst geht es um die enge Verbindung von Schamgefühlen mit dem eigenen Körper bzw. der Körperlichkeit, insbesondere um Nacktheit und Stigmatisierungen (Kapitel 3). Dann konzentriere ich mich auf die Distanz zwischenmenschlicher Beziehungen und den damit verbundenen Peinlichkeitsgefühlen (Kapitel 4). Im nächsten Kapitel (5) werden als dann „Interaktionsinkompetenzen“ der Menschen angesprochen, die zu peinlichen Situationen führen. Ebenso möchte ich aber auch Kompetenzen vorstellen, mithilfe derer die Peinlichkeit auf ein bestimmtes Maß zu reduzieren ist.

2. Die erlernte Peinlichkeit

Es gibt wohl keinen Menschen in unserer zivilisierten, westlichen Welt, der sich noch nie einer peinlichen Lage befunden hat. Allzu leicht antizipiert man Situationen oder gerät tatsächlich in solche, in denen man sich oder andere derart diskreditiert (fühlt), dass man sich seiner oder für einen anderen schämt. Doch woher rührt dieses Gefühl? Warum kommen wir überhaupt in die Situation, etwas peinlich zu finden?

In den ersten Lebensjahren erlernt jeder Mensch eine „Emotionskompetenz“. Alle Menschen treten sofort nach ihrer Geburt (durch Weinen, Lachen, Ängstlichkeit usw.) emotional mit ihrer Umwelt in Kontakt. Eine Kompetenz kann sich daraus jedoch nur entwickeln, wenn die

Umwelt angemessen auf die emotionalen Signale eingeht. Gelingt dies, kann das Kind die eigenen Emotionen als solche wahrnehmen, sie benennen, ihnen trauen und sie zur Kommunikation mit anderen nutzen. Es entwickelt ein Selbst-Bewusstsein, einen Selbst-Wert und ein Selbst-Vertrauen.

Die „Emotionskompetenz“ macht den Menschen nicht nur ihre Emotionen zugänglich und erspart es ihnen, dass sie sich ihren Emotionen ausgeliefert fühlen, sie leitet die Menschen auch an, Emotionen als wertvolle Informationen zu nutzen, insbesondere über das eigene Befinden und über die Beziehungen zur Umwelt. „Emotionale Symptome“ treten besonders dann auf, wenn Menschen innerlich oder äußerlich nicht mehr „angemessen funktionieren“ bzw. ihre Beziehungen nicht mehr intakt sind. Es kommt zu Diskrepanzen zwischen den Erwartungen an einen Menschen und seinen Bewältigungsmöglichkeiten. Häufig stellt sich in einem solchen Fall ein peinlicher Moment ein. Die Umgangsformen in den Beziehungen, in denen die Menschen leben, sind mehr oder weniger mit den Umgangsformen abgestimmt, die in der Gesellschaft dominant sind. Weil die Menschen nicht von Natur aus zivilisiert sind, sondern (nur) über die Möglichkeit verfügen, sich eine Regulierung der direkt trieb- und affektgesteuerten Verhaltensimpulse anzueignen, können Intensität und Muster des gesellschaftlichen Zwanges zum Selbstzwang stark variieren. Plessner spricht in diesem Zusammenhang von einer „natürlichen Künstlichkeit des Menschen“. Er betont, dass die Menschen in ihren biologischen Anlagen sogar darauf ausgelegt seien, ihre Natur kulturell variabel durchzuformen und auszugestalten, und dass es keinen Weg mehr zurück zu einer „reinen Natürlichkeit“ ihrer selbst gibt. Das bedeutet jedoch nicht, dass die ablaufenden Zivilisationsprozesse unumkehrbar seien oder zwangsläufig eine „Weiter-Entwicklung“ der Menschheit bedeuteten. Denn im Unterschied zu biologischen Prozessen können diese sozialen Prozesse ihre Richtung ändern, wie es z.B. der Zerfall des römischen Reiches zeigt.⁶ In jedem Fall aber spiegelt das „herrschende Regime von Vorschriften und Etikette“ (Wouters 1999: 16) die Verteilung von Macht, Status und Respekt der jeweiligen Gesellschaft wider, unter anderem weil alle Gesellschaftsmitglieder durch diese herrschenden Umgangsformen mit Anforderungen an ihre Gefühlskontrolle konfrontiert werden, mit einem von anderen ausgehenden Zwang zum Selbstzwang. Übertretungen – die sich häufig als peinliche Momente auszeichnen – werden auf vielerlei Arten sanktioniert (vom Klatsch bis zum gesellschaftlichen Ausschluss) und bringen den Verlust von Achtung und Selbstachtung mit sich. Die Umgangsformen innerhalb der Gesellschaft diktiert folglich das gesellschaftlich akzeptierte Spektrum für Verhalten und Fühlen, und damit zugleich das Niveau der gegenseitig erwarteten Selbstbeherrschung. Veränderungen der Umgangsformen geben daher nicht nur Auskunft über die Veränderungen der Macht- und Ab-

hängigkeitsverhältnisse und der sich daraus ergebenden Probleme, sondern auch über die Veränderungen der (emotionalen) Selbstkontrolle, mit der die Individuen diesen Problemen entgegen. „Es ändert sich die Art, in der die Menschen miteinander zu leben angehalten sind; deshalb ändert sich ihr Verhalten; deshalb ändert sich ihr Bewusstsein und ihr Triebhaushalt als Ganzes“ (Elias 1969b: 377).

„Von den frühesten Zeiten der abendländischen Geschichte bis zur Gegenwart differenzieren sich die gesellschaftlichen Funktionen unter einem starken Konkurrenzdruck⁷ mehr und mehr. Je mehr sie sich differenzieren, desto größer wird die Zahl der Funktionen und damit der Menschen, von denen der einzelne bei allen seinen Verrichtungen [...] beständig abhängt. Das Verhalten von immer mehr Menschen muss aufeinander abgestimmt werden, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein, damit die einzelne Handlung darin ihre gesellschaftliche Funktion erfüllt. Der Einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren“ (Elias 1969b: 316f.). Denn „[...] die ganze Richtung der Verhaltensänderung, der ‚Trend‘ der Zivilisationsbewegung ist überall der gleiche. Immer drängt die Veränderung zu einer mehr oder weniger automatischen Selbstüberwachung, zur Unterordnung kurzfristiger Regungen unter das Gebot einer gewohnheitsmäßigen Langsicht, zur Ausbildung einer differenzierteren und festeren ‚Über-Ich‘-Apparatur“ (Elias 1969b: 338).

Gerade in den letzten gut 100 Jahren haben die Ausdifferenzierungen der sozialen Funktionen, die (wirtschaftlichen, kulturellen und politischen) Verflechtungen von immer mehr Menschen und die Verringerung der Machtdifferenzen die Abhängigkeiten des Einzelnen von Anderen und dadurch den gesellschaftlichen Zwang zum Selbstzwang enorm erhöht. Wenn man so will, dann ist der „Arbeitsprozess“ im Laufe dieser Zeit derart kompliziert und störungsanfällig geworden, dass die Mächtigeren, die über ihn bestimmten, immer mehr Rücksicht auf die Unterlegenen nehmen mussten. Um die sich daraus ergebenden Emanzipationschancen zu nutzen, verfeinerten diese ihr Verhalten zunehmend. Zugleich sicherten sie sich (durch Vertreter) den Zugang zu Statusmonopolen und zu anderen Machtzentren, was wiederum eine weitere Rücksichtnahme seitens der Mächtigeren nötig machte. Mit der Ausweitung der Gruppen, die in den Machtzentren vertreten waren, veränderten sich auch die auf diese Gruppen abgestimmten Standards des Umgangs miteinander und mit sich selbst. „So hat die fortschreitende Funktionsteilung eine Verminderung der Machtdifferenzen in Gang gesetzt und zugleich eine Verminderung der Unterschiede im Muster der Selbststeuerung“ (Wouters 1999: 22).

In dem Maße, in dem die Menschen dazu angehalten wurden, ihre Affekte „gleichmäßiger“ zu regulieren, mussten auch die Extreme im Verhalten und Erleben

immer öfter vermieden werden, insbesondere die extremen Äußerungen von Höher- oder Minderwertigkeit, von Über- oder Unterlegenheit – die immer häufiger zu peinlichen Momenten führten. Gleichwohl stieg mit der Verringerung der sozialen Kontraste aber das Distinktionsbedürfnis der Individuen und der (gesellschaftlichen) Gruppen, vor allem der Mächtigeren, wieder an; was eine weitere Differenzierung und Kultivierung der Verhaltens- und Gefühlsregulation auslöste, die die Menschen für kleinere Nuancen im Verhalten sensibilisierte und ihre Verhaltensalternativen vermehrte, weil „die Normen, die die Menschen bei der Beurteilung der Manieren [...] handhabten, weniger fest, weniger rigide [wurden]; sie wurden flexibler und abgestufter, und die soziale Kontrolle ihrer Einhaltung war gleichfalls abgestufter und nuancierter geworden“ (Wouters 1999: 53). Elias würde in einem solchen Zusammenhang von „einer Verringerung der Kontraste und einer Vergrößerung der Spielarten“ sprechen.⁸ Hierbei ist die Wechselseitigkeit der Triebkräfte des Zivilisationsprozesses zu bemerken, die nach Elias typisch ist. Beispielsweise kam es auf der einen Seite zu einer „Verbürgerlichung der Arbeiter“, da sich „der kleine Bürger“ immer gehobeneren Verhaltens- und Affektregulationen unterzog. Auf der anderen Seite kann man von einer „Verarbeiterlichung der Bürger“ sprechen, die sich in der partiellen Anpassung des Lebensstils der Bürger an den Lebensstil der Arbeiter äußerte.⁹ Elias beschreibt die Verringerung der Kontraste und die Vergrößerung der Spielarten als ein komplementäres Phänomen desselben Zivilisationsprozesses: „Die Kontraste zwischen den jeweils oberen und den jeweils unteren Gruppen verringern sich mit Ausbreitung der Zivilisation; die Spielarten oder Schattierungen des zivilisierten Verhaltens werden größer“ (Elias 1969b: 348). Dass viele Menschen trotzdem den Eindruck haben, die Unterschiede und die Kontrollen der Verhaltens- und Affektregulation würden zunehmen, erklärt sich genau aus diesem Kontinuum: Innerhalb der verminderten Spannweite, begannen die Menschen ihr Verhalten und ihre Gefühle stärker und nuancierter zu unterscheiden, während zur gleichen Zeit die Anzahl der sozial akzeptierten Verhaltensweisen bzw. Spielarten wuchs. Die Vergrößerung der Spielarten bedeutet folglich, „dass man mehr darf“. Spätestens hier kann man sich auch mit dem Gedanken einer „Informalisierung“ beschäftigen; denn die strikten sozialen Kontrollen, die in erster Linie dem Distanz- und Distinktionsbedürfnis entstammen, nehmen ab bzw. verschwinden ganz, und die Umgangsformen sind weniger ge- und verbietend.

Da die Spannweite von akzeptablen bzw. akzeptierten Verhaltensweisen und Gefühlen nuancierter und sensibilisierter geworden ist, kommt es nun sehr darauf an, wie man sich benimmt. Die Anforderungen an die Selbstregulation bzw. die Selbstkontrolle sind gestiegen, der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang hat sich erhöht. Die Regeln der gesellschaftlichen

Verkehrsordnung sind also nicht verschwunden, sie wurden vielmehr von „außen“ nach „innen“ verlegt. Das bedeutet, dass die äußerlichen Fremdwänge verinnerlicht werden als automatisch ablaufende, zum Teil unbewusste Selbstzwänge bzw. als ein Gewissen. Das führt dazu, dass sie ihren „regelhaften“ Charakter verlieren. Es entsteht gewissermaßen ein neues Ideal: „Das Verhalten aus eigener Kraft, ganz selbstständig zu steuern durch Kenntnis des ‚Selbst‘ und durch ‚Einfühlen‘ in die anderen“ (Wouters 1999: 55). Dieses Ideal stellt jedoch (noch) stärkere Anforderungen an die eigene Selbstkontrolle, als es auf den ersten Blick erscheint. Denn „es wurde vorausgesetzt, dass die Menschen stärker für sich selbst eintreten (Individualisierung) und dabei zugleich mehr Rücksicht aufeinander nehmen (Solidarität)“ (Wouters 1999: 57). Diese Balance zwischen Individualisierung und Solidarisierung, von Elias später als Wir-Ich-Balance¹⁰ konzeptualisiert, sollte möglichst in einem ausgeglichenen Verhältnis stehen, führt aber allzu leicht zu Spannungen – wodurch Unsicherheiten wachsen und es zu mehr peinlichen Momenten kommen kann. „Die Spannungen zwischen der Individualität und Solidarität in weniger ungleichen Machtverhältnissen und



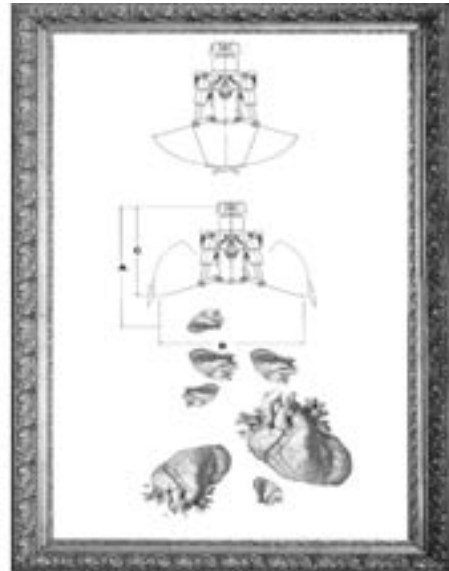
die damit verknüpften Spannungen im Affekthaushalt der Individuen haben die Aufmerksamkeit für Gefühle und deren Regulierung zunehmen lassen“ (Wouters 1999: 59). Als Beispiel können die Arbeitnehmenden innerhalb der geringeren Machtgefälle gegenüber ihren Vorgesetzten mehr (unverblümete, aber dennoch kontrollierte) Emotionen äußern, ohne Angst vor Sanktionen oder vor einem Gesichtsverlust zu haben. Gleichwohl sind auch die Arbeitgebenden oder Vorgesetzten im Rahmen der Balance zwischen Individualisierung und Solidarisierung freier, ihre Gefühle zu äußern.¹¹ „Kurz zusammengefasst: In dem Maße, in dem die in den ‚guten Manieren‘ gegebenen Ge- und Verbote weniger umfangreich, weniger detailliert und weniger streng wurden, sind die

selbstverständlichen Erwartungen, die die Menschen im Hinblick auf die eigene Selbstkontrolle und die der Anderen hegen, geradezu umfangreicher, detaillierter und starrer geworden“ (Wouters 1999: 62).

Um nach dieser Betrachtung wieder den Bogen zu den Peinlichkeitsgefühlen zu spannen, sei angemerkt, dass eine umfangreichere, detailliertere und starrere Selbstbeherrschung gewissermaßen die Grundlage neuer Scham- bzw. Peinlichkeitsgefühle ist. Denn Schamgefühle sind nicht nur die Folge eines „äußerlichen Konfliktes“ zwischen einem Individuum und den vorherrschenden gesellschaftlichen Standards, sondern vor allem auch die Folge eines „inneren Konfliktes“ des Individuums zwischen seinem „Es“ (Triebzentrum) und seinem „Über-Ich“ (Repräsentant der gesellschaftlichen Normen). Je umfangreicher und detaillierter also die Selbstzwangapparatur des Menschen ist, desto stärker wird die (antizipierte) Angst vor dem Verletzen gesellschaftlicher Standards zu einem Gefühl der Peinlichkeit. Georg Simmel bezeichnet Schamgefühle deshalb auch als an die „parlamentarischen Repräsentanten der sozialen Gruppe in uns selbst“ (Simmel 1992: 145) gebunden, die ein funktionierendes Über-Ich und Ich voraussetzen. „Indem man sich schämt, fühlt man das eigene Ich in der Aufmerksamkeit anderer hervorgehoben und zugleich, dass diese Hervorhebung mit der Verletzung irgendeiner Norm (sachlichen, sittlichen, konventionellen, personalen) verbunden ist [...]. Der gefühlte Gegensatz zwischen unserer Subjektivität gegen eine Norm [zeigt sich] auf unübersehbar viele Arten. Eine moralische Verschuldung, die uns vorgehalten wird, macht eine solche Divergenz wohl anders, aber nicht mehr sichtbar als ein Lob, das wir nicht oder wenigstens nicht ganz zu verdienen glauben“ (Simmel 1992: 141). Laut Simmel sind die Peinlichkeitsgefühle sehr eng mit der vorherrschenden Moral verbunden. Denn erst die schamerzeugenden Normverletzungen halten die Menschen dazu an, sich moralisch zu verhalten. Simmel konzentriert sich dabei auf drei Komponenten, die wesentlich an der Entstehung von Schamgefühlen beteiligt sind: Erstens das Selbstideal, zweitens das, was ein Mensch im Lichte dieses Ideals (über sich selbst) denkt und fühlt, und drittens das, was andere Menschen über ihn denken.¹² So beschreibt er, wie die Bewertungen von anderen Menschen die Selbsteinschätzungen eines Individuums ansprechen. In einem solchen Moment wird die gesamte Aufmerksamkeit auf das eigene Selbst gerichtet, was mögliche bestehende Diskrepanzen zwischen Selbstbild, Selbstideal und Fremdbild zu Tage fördert. Das Individuum kann dann ein Gefühl der Scham befallen, da es als normativ und sozial kompetente Person diese Diskrepanz bewusst wahrnimmt.

Damit ist noch einmal betont worden, wie sehr Peinlichkeit eine genuin soziale – und deshalb eben allzu menschliche – Erfahrung ist. So sehr man sich in einem peinlichen Moment auch außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung

und alleine fühlt, so sehr ist das Gefühl der Peinlichkeit doch immer eines, das zur Identifikation mit anderen anregt bzw. eine verborgene Identifikation offen legt. Denn das Wissen um die Verletzlichkeit bzw. Anfälligkeit unserer Verkehrsordnung ist allen Menschen mit einer ausgeprägten Selbstzwangapparatur gleich; weshalb man



sich auch „peinlich berührt“ fühlt, wenn einer anderen Person eine Peinlichkeit unterläuft. Hier gibt es sicher Unterschiede hinsichtlich der Beziehung zwischen dem „Betroffenen“ und dem Beobachter: Während man sich bei einer Person, mit der man sich identifiziert, ebenso schämt, als sei einem selbst ein Ausrutscher unterlaufen, führt der peinliche Moment eines unbekannteren Anderen z.B. zu Spott oder Verhöhnung. Denn auch im letzteren Fall kann man sich als Unbekannter und Außenstehender nicht von der vorgefallenen Peinlichkeit distanzieren. Man wird zwangsläufig zum „Voyeur“ dieses peinlichen Moments. Und damit bekommt man die Aufgabe zugeteilt, die soziale Ordnung sofort wieder (mit)herzustellen – sei es durch das Ignorieren (Überhören, Übersehen und Übergehen) der Szenerie oder durch Spott und Verhöhnung etc. „Jede Peinlichkeit macht aufs Neue deutlich, welcher gemeinsamen Anstrengung die Aufrechterhaltung der Ordnung, die tägliche Formung unserer Beziehungen bedarf“ (Dreitzel 1983: 149). Oben ist bereits beschrieben worden, dass die gesellschaftliche Ordnung nicht nur sehr fragil ist, sondern auch einem historischen und einem kulturellen Wandel unterliegt: Somit kann das, was einst peinlich war, heute zum akzeptierten Verhalten gehören. Und umgekehrt kann das, was heute peinlich erscheint, einst zum akzeptierten Verhalten gehört haben. Das führt auch dazu, dass jedes hier verwendete Beispiel irgendwann nicht mehr (oder erneut) mit Schamgefühlen belegt sein kann.

Es bleibt festzuhalten, dass der „Auslöser für das Gefühl der Peinlichkeit [...] in jedem Fall ein unwillkürlicher Akt der Verletzung kultureller Standards und Erwartungen

[ist]“ (Dreitzel 1983: 150) Die Unwillkürlichkeit bzw. die Ungewolltheit dieses „Normbruchs“ ist zentral für die Unterscheidung zwischen Scham- und Schuldgefühlen. Denn derjenige, der bewusst eine Normverletzung in Kauf nimmt, wird kaum ein Gefühl der Scham erleben, vielmehr wird er sich schuldig fühlen – und nicht zuletzt als verantwortliches Individuum für seine Normverletzung haftbar gemacht. Peinlichkeitsgefühle hingegen beruhen stets auf der Tatsache, dass jemandem etwas gegen seinen Willen passiert.¹³

Unwillkürliche Akte, die Peinlichkeitsgefühle auslösen, lassen sich nach Dreitzel unterteilen in solche, die aufgrund eines Verlustes der als selbstverständlich angesehenen Kontrolle der eigenen Körperlichkeit und deren Zubehör (Kleidung etc.) entstehen und in solche, die aufgrund des Versagens der als selbstverständlich angesehenen normativen und intellektuellen Kompetenzen auftreten. Unwillkürliche Akte aufgrund des unwillentlichen, vorübergehenden Verlustes der Körperkontrolle sind z.B. ein aufstoßender Rülpsen oder eine verdreckte Hose. Unwillkürliche Akte der normativen oder intellektuellen Inkompetenz sind z.B. das Vergessen des Namens einer eigentlich bekannten Person oder eine Verletzung der Gesprächsordnung durch Zwischenrufe oder Durchdringen von Gesprächstabus.¹⁴ Die zeitliche Beschränkung eines peinlichen Momentes auf seine Kurzfristigkeit ist dabei von Bedeutung. So würde ein andauernder Verlust der körperlichen Kontrolle oder der normativen oder intellektuellen Kompetenzen die Definition der (ehemals) peinlichen Situation in Richtung einer ernstzunehmenden Gefährdung oder Krankheit oder in Richtung eines schuldhaften Verhaltens verschieben. So kann „eine peinliche Situation niemals lange andauern, ohne dass es zu Neubestimmungen kommt – einerseits, weil das Gefühl der Peinlichkeit so unangenehm ist, dass es nur kurzfristig ertragen wird, andererseits, weil ein dauerhafter Kontroll- oder Kompetenzverlust für den sozialen Zusammenhang so bedrohlich wirkt, dass er besonderer Erklärungen und besonderer Rollenzuschreibungen bedarf“ (Dreitzel 1983: 151).

Um abschließend den beschriebenen Zivilisationsprozess direkt mit Peinlichkeitsgefühlen zu verknüpfen, möchte ich an das Phasenmodell der Einleitung erinnern: Nach der ersten Phase eines völlig unregulierten Verhaltens der Menschen folgt die zweite Phase der fortschreitenden Verhaltens- und Affektregulierung durch äußerliche, formale Regelungen. Für diese Phase sind Gefühle der Ehre und der Beleidigung bezeichnend, die sich stets auf eine Gruppe oder ein Kollektiv beziehen (Stand, Familie). In der dritten Phase ist eine Verinnerlichung und Verallgemeinerung dieser Fremdregulation zu konstatieren, d.h. die Fremdwänge werden in automatisch und blind wirkende Selbstwänge transformiert, in ein Gewissen oder auch in ein Über-Ich. Es kommt dann aufgrund der Zusammenlegung der „Außenpolitik“ und der „Innenpolitik“ eines Individuums zu einer Differenzierung

des Erlebens in Schuld- und in Schamgefühle: Die Ausbildung eines Gewissens trägt zu einer wachsenden Kluft innerhalb der persönlichen Struktur zwischen dem Triebzentrum auf der einen Seite und dem Kontrollapparat auf der anderen Seite bei. Das Ich als vermittelnde Instanz bekommt jetzt zunehmend eine doppelte Aufgabe zugewiesen. Hier soll es die eigenen Triebe und Impulse steuern (Innenpolitik), dort soll es die Beziehungen des Individuums zu anderen Menschen und Dingen steuern (Außenpolitik). Die Rationalisierung des Verhaltens kann dabei als Form der Außenpolitik angesehen werden, während die Innenpolitik im Anheben der Scham- und Peinlichkeitsschwelle zum Ausdruck kommt. In der Folge wird das Individuum als einzelnes, selbstverantwortliches Subjekt gesehen, wodurch erst eine Unterscheidung in Kontroll- und Kompetenzerwartungen einerseits und in reflexiv zugängigen Verhaltensnormen andererseits getroffen werden kann. So ist man nun in der Lage, Verletzungen der gesellschaftlichen Verkehrsordnung auf den Verlust von Kontroll- und Kompetenzerwartungen zu attribuieren – was zu einem peinlichen Gefühl führt und eine Hilfestellung anderer nach sich zieht – oder auf die bewusste Verletzung der Ordnung – was als schuldhaftes Verhalten ausgelegt und bestraft wird. In der vierten und letzten Phase, einem Informalisierungsprozess, lockern sich der zwischenmenschliche Umgang und der Umgang mit der eigenen Körperlichkeit wieder auf. Im Verhältnis zur Nacktheit, zur Sexualität, zum Essen und in den Umgangsformen mit anderen werden die Menschen wieder lockerer, informeller und unzivilisierter.

3. Der peinliche Körper

Im Paradies waren Adam und Eva nackt, aber sie schämten sich nicht. Heute hingegen ist (völlige) Nacktheit eng mit Schamgefühlen verbunden. Wenn im Kindergarten ein Kind mit heruntergelassener Hose von der Toilette wieder in den Gruppenraum zurückkommt, wird es sich dabei nichts weiter denken. Möglicherweise werden auch die anderen Kinder nichts Anstößiges oder Peinliches daran erkennen. Es sei denn, sie haben (meist durch die Anleitung von Erwachsenen) bereits gelernt und verinnerlicht, dass sie die Hose wieder anziehen müssen, ehe sie den Toilettenraum verlassen. Und mehr noch, die Kinder haben gelernt, dass die Entblößung des eigenen Körpers in den meisten sozialen Kontexten unangemessen bzw. untersagt ist. Sie müssen im Verlauf ihrer Sozialisation also erst erfahren, was von ihnen in der sie umgebenden Gesellschaft verlangt wird, was sie zu tun oder zu unterlassen haben. So werden im Fall des halb entkleideten Kindes die anderen Kinder oder die Erzieherin alsbald vermittelnd eingreifen, um die Gefährdung bzw. den Bruch der öffentlichen Ordnung zu kitten. Vor allem wenn dies durch die anderen Kinder geschieht, kann sich beim Abweichter ein Gefühl der Ausgeschlossenheit einstellen. Er fühlt sich den anderen Kindern unterlegen,

die zu wissen scheinen, wie man sich richtig verhält – und es entsteht ein Gefühl der Scham.

Kinder brauchen die Erkenntnis, dass sie eigenständige Personen und für ihr Verhalten verantwortlich sind, um sich schämen zu können. Dieses Selbst-Bewusstsein haben Kinder gewöhnlich im Alter von 18 bis 24 Monaten erlangt. Doch erst, wenn sie in ihrer kognitiven Entwicklung eine Stufe erreicht haben, auf der sie die Regeln des Miteinanders verstehen können, setzen Gefühle der Scham ein. Das ist mit fünf bis sechs Jahren der Fall. Ab diesem Alter zeigen sich Kinder vor ihren Eltern nicht mehr unbedingt nackt. Nach dem Baden rennen sie schnell am Vater oder an der Mutter vorbei in ihr Zimmer, um sich dort unbeobachtet anziehen zu können. Später mit neun oder zehn Jahren lassen sie dann keinen mehr ins Badezimmer. Natürlich spielt hier die Erziehung der Eltern eine große Rolle. Sie bringen ihrem Kind bei, dass man sich anzieht (oder dass man nicht an den Genitalien spielt). Zudem beobachten Kinder, dass die Eltern die Türe zu machen, wenn sie auf die Toilette gehen. Nacktheit, das merken sie mit der Zeit, ist nicht die gängige Norm. So wird Nacktsein vor anderen Menschen zu einem Grund, sich zu schämen. Und je weniger Nacktheit in einer Familie zugelassen wird, umso größer kann das resultierende Schamgefühl sein. Es gibt aber natürlich auch Eltern, die weniger verschämt mit ihrem „Naturzustand“ umgehen und dennoch verwundert feststellen, dass ihr Kind sich nackt plötzlich schämt. Kinder lernen schließlich nicht nur von ihren Eltern, sondern von allen Menschen, die ihnen nahe sind. Vielleicht traut sich der Freund oder die Freundin nicht, sich vor anderen Kindern umzuziehen, oder vielleicht ist die Erzieherin ein sehr genierlicher Typ. Spätestens aber in der Schule, wenn die Kinder Sach- und später Biologieunterricht haben, ändert sich das Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit. Vor allem der dort stattfindende „Sexualkunde-Unterricht“ lehrt die Kinder den „richtigen Umgang“ mit ihrem eigenen Körper. In diesem Zusammenhang lernen die Kinder z.B. auch die Begriffe für die äußeren Geschlechtsorgane der Frau: „Schamhügel“, „kleine und große Schamlippe“. Allein an den Begrifflichkeiten wird deutlich, wie sehr die eigene Körperlichkeit mit Schamgefühlen aufgeladen ist bzw. war.

So ist in der heutigen Zeit eine Lockerung im Umgang mit der eigenen Körperlichkeit zu beobachten – eine Begebenheit des Informalisierungsprozesses. Beispielsweise ist es heute (wieder) selbstverständlich, dass man sich zum Sonnenbaden auch im Beisein von anderen Menschen entkleidet. Auch der Wandel der Bademode lässt sich vor diesem Lichte sehen. „Die Grenzen zu den prüden Enklaven der Nudistenbewegung zeigen jedenfalls Aufweicherscheinungen“ (Dreitzel 1983: 156). Wollten die Beteiligten dieser Bewegung (vor allem in den 1960er und 1970er Jahren) auf den immer distanzierteren Umgang mit der eigenen Körperlichkeit hinweisen, gelang dies nur durch eine vorgehaltene Ideologie, die die

Peinlichkeit des Nacktseins einzig dadurch überwunden hat, dass sie das Nacktsein als besonderen Wert dargestellt hat. Mit der Selbstverständlichkeit und Normalität, mit der sie ihre Körper zur Schau stellten, konnten weite Bevölkerungskreise jedoch (noch) nichts anfangen. Vielmehr zeigten sie sich häufig provoziert oder überaus beschämt – wurden doch die eigenen Selbstzwänge bzw. das eigene Gewissen mit einer konträren Ansicht konfrontiert. Offenbar ging es hier um ein Verhalten, das an der Grenze zwischen Peinlichkeit und Schuld liegt. Schließlich weigerten und weigern sich Nudisten bewusst und engagiert gegen die bestehenden Normen – wofür auch spricht, dass sich Nudisten häufig nur in entsprechend gekennzeichneten und abgesonderten Gebieten entkleiden durften und dürfen.

Etwa in der gleichen Zeit, im Zuge der Studentenbewegung der 68er-Generation, versuchte man auch auf andere Arten die Peinlichkeitsschwelle (vor allem im Bezug auf den eigenen Körper) immer weiter herabzusetzen. So wurden z.B. nicht nur die Schlafzimmertüren, sondern auch die Toilettentüren ausgehängt. „Zwar sind mittlerweile die Türen wieder eingehängt, aber das gelockerte Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit ist geblieben“ – gewissermaßen als „Ausleger“ des Informalisierungsprozesses. Wie bei allen raschen Veränderungen der Verhaltensstandards sind die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten Verhaltensirritationen des einzelnen Individuums. Solche Irritationen können sich einerseits aus widersprüchlichen, internalisierten Normen ergeben und andererseits aus sich überlagernden Normen verschiedener Gruppen, an denen der Einzelne heute im Zuge der Ausweitung der Interdependenzgeflechte gleichzeitig teilhat. In unserer Gesellschaft ist es demzufolge keine Seltenheit, dass Momente der Peinlichkeit immer häufiger entstehen (können). Hier ist eine zunehmende Kompetenz der Individuen im Umgang miteinander gefordert: „Nunmehr muss nämlich stets seismographisch geprüft werden, wie intensiv das möglicherweise ausgelöste Peinlichkeitsgefühl sein könnte“ (Dreitzel 1983: 158). Zu unterschiedlichen Anlässen kommen die verschiedensten Menschen aus verschiedenen „Verkehrskreisen“, aus verschiedenen Ländern, aus verschiedenen Kulturen in einer Situation zusammen, in der es nun auszuloten gilt, wann wessen Peinlichkeitsschwelle übertreten würde. Eine „Kunst“ könnte nun darin bestehen, denjenigen mit den stärksten Peinlichkeitsgefühlen nicht in seiner Scham zu berühren – damit die öffentliche Ordnung ohne Störungen bestehen bleiben kann. So könnte die Orientierung an den vermeintlich auftretenden Peinlichkeitsgefühlen des Gegenübers eine Richtschnur eines gesunden Taktgefühls bilden, das umso wichtiger wird, je vielseitiger und differenzierter die Lebensführung und je ausgeweiteter die Interdependenzgeflechte der Menschen werden.

Damals war es üblich, dass man kranke und behinderte Menschen aus der Gesellschaft ausschloss, indem man sie in Gefängnissen oder Zuchthäusern „wegsperrte“

in erster Linie wohl aufgrund fehlender eindeutiger Verhaltensanweisungen im Umgang mit Abweichlern bzw. aufgrund eines fehlenden Taktgefühls und dadurch möglicherweise entstehende Verhaltensunsicherheiten. So war es selten, dass man derart diskreditierte Menschen in der Öffentlichkeit sah. Auch alte Menschen standen üblicherweise außerhalb gesellschaftlichen Blickfeldes: Einerseits war die Lebenserwartung noch nicht so hoch wie heute – weshalb es heutzutage zwangsläufig mehr alte Menschen in der Gesellschaft gibt. Andererseits waren alte und gebrechliche Leute häufig aus rein „technischen Gründen“ nicht (mehr) in der Lage, an der Gesellschaft zu partizipieren. Diese Distanz hat es aber vielleicht erst ermöglicht, dass wir heute diskreditierten Menschen ihre „menschliche Existenz“ zugestehen und ihnen medizinische und soziale Betreuung zukommen lassen. Doch auch heute noch werden die meisten diskreditierbaren Verhaltensweisen möglichst zu verbergen gesucht, wofür die Betroffenen erstaunliche Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln. Sie besitzen gewissermaßen zwei Identitäten: die Identität der „normalen“ Menschen, mit der sie identifiziert werden, ohne sie je zu erfüllen, und die diskreditierbare, „defekte“ Identität, die sie zu verstecken suchen – wohl auch weil sie hinter dem „Ideal des Selbst“ zurückbleibt.¹⁵ Das führt zu einem paradoxen Zustand: Während diskreditierbare Phänomene (Behinderungen, körperliche Gebrechen) überwiegend zu verstecken gesucht werden, fordern sie doch gerade dazu auf, den Betroffenen Aufmerksamkeit und Hilfe zukommen lassen soll. Als Folge dieses Paradoxons stellen sich bei „normalen“ Menschen im Umgang mit Stigmatisierten häufig Verhaltensunsicherheiten bzw. Verhaltensirritationen ein. Der Umgang mit Diskreditierten und Diskreditierbaren führt folglich beinahe zwangsläufig zu Peinlichkeitsgefühlen – gegen die man sich nicht wehren kann, solange man die Existenz eines Stigmas nicht als „eine natürliche Existenz der menschlichen Natur“ versteht.

Die beschriebenen Verhaltensunsicherheiten sind aber mitunter auch die Folge eines anderen, gravierenden Problems: In der alltäglichen Interaktion sind die Menschen einem „konkurrierenden Paradigma der Verhaltensorientierung“ (Dreitzel 1983: 159) ausgesetzt. Sie sind in jeder Situation, in der sie mit irgendeinem von der Norm abweichenden Verhalten konfrontiert werden, dazu angehalten, sich zu entscheiden, ob es sich um ein zurechenbares oder unwillkürliches Verhalten handelt, ob dem Abweichler Schuld oder Scham eingestanden wird. So stellt sich z.B. bei einem alkoholkranken Menschen die Frage, ob es sich um seine Schwäche oder um eine Krankheit handelt. Diese Entscheidung zwischen einem therapeutischen oder einem moralischen Paradigma ist schließlich wichtig für den weiteren Interaktionsverlauf und die sich ergebenden Handlungskonsequenzen. Das moralische Paradigma hätte zur Folge, dass man sich vom Abweichler distanziert, wohingegen das therapeutische

Paradigma zur Identifikation bzw. zur Solidarisierung mit dem Dissidenten veranlasst. Da hier eine Abgrenzung vom Abweichenden nicht möglich ist, wird dem Abweichler auch oder gerade aufgrund seiner wie auch immer gearteten Normverletzung und Peinlichkeit eine besondere Aufmerksamkeit zu teil, vermittels derer er in den Interaktionsverlauf eingegliedert wird.¹⁶

4. Die peinliche Identität

Eine Folge der Ausweitung der Interdependenzgeflechte ist das Zusammenkommen von immer mehr und immer verschiedenere Menschen. Um den gestiegenen Anforderungen und der gestiegenen Komplexität gerecht zu werden, ist eine erhöhte Interaktionskompetenz der Menschen nötig. So stellt sich unter anderem die Frage, was die Menschen im Zuge der erheblichen Ausweitung ihrer Bekanntschaften von deren „Identitäten“ wissen müssen – um nicht Gefahr zu laufen, in eine peinliche Situation zu geraten. So kann es leicht zu einer peinlichen Angelegenheit werden, wenn man den Namen seines Gegenübers nicht kennt, den man eigentlich wissen sollte. Darüber hinaus können auch die Unwissenheit um die berufliche Tätigkeit, besondere Verdienste oder den familiären Status Schamgefühle auslösen. Hier gibt einem „das Ausmaß der Intimität“ der jeweiligen Beziehung eine Orientierung, wie „detailliert“ man die Identität seiner Bekanntschaft kennen sollte, ohne in eine peinliche Situation zu geraten. Laut Simmel entstehen Schamgefühle nur bei demjenigen, „der uns weder völlig fern noch völlig nah steht“ (Simmel 1992: 145). So ist es vielen Menschen nahezu unbedeutend, was völlig Fremde von ihnen halten. Da man sie wahrscheinlich nie wieder sieht, haben sie kaum Einflussmöglichkeiten auf das eigene Selbstbild bzw. Selbstwertgefühl, und ihre Reaktionen können meist getrost ignoriert werden – so dass man kaum Gefahr läuft, in eine wirklich peinliche Situation zu geraten. Demgegenüber ist bei festen, lange andauernden Beziehungen das Wissen um die Identität des Anderen weitaus größer. Deshalb vermag eine peinliche Handlung allein das Bild des Freundes oder der Geliebten nicht zu verändern, „die ganze Person“ wird durch einen peinlichen Akt nicht gleich infrage gestellt. Anders ist es bei Bekannten (Kollegen, lockeren Freundschaften, Tennispartnern). Sie können nicht wie Fremde ignoriert werden, und auch nicht wie enge Freunde die einzelne Handlung in einen größeren Zusammenhang setzen. Zumindest für die Zeit des Kontaktes üben sie eine dementsprechend starke soziale Kontrolle auf das Gegenüber aus. Ihre Beurteilungen bestimmen das jeweilige Interaktionsgeschehen erheblich mit. Bekannte spielen demnach die Rolle der „Wächter“ der vorherrschenden Standards und können die stärksten Schamgefühle hervorrufen.¹⁷

Dem ist jedoch hinzuzufügen, dass nicht ausschließlich lockere Bekanntschaften für Schamgefühle verantwort-

lich sind. Schamgefühle sind, ob aller Lockerung und Informalisierung im Bereich der Sexualität, auch in intimen Beziehungen keine Seltenheit. Der äußerst intime und emotionale Charakter einer sexuellen Beziehung macht sie zu einem fruchtbaren Boden für Scham. Jede Störung der Erregung und Freude, die einen wesentlichen Teil „gesunder“ sexueller Beziehungen ausmacht, kann Scham auslösen. Dies ist einer der Gründe, warum in den zivilisierten Gesellschaften der Geschlechtsverkehr in der Regel unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet – außer unter besonderen Bedingungen, unter denen Sexualität meist ausgebeutet wird. Die an einem Geschlechtsakt beteiligten Personen empfinden im typischen Fall, dass sie sich vollständig preisgeben. Sie enthüllen nicht nur ihren Körper, sie enthüllen sich selbst, ihre gesamte Identität. So werden bei sexuellen Begegnungen z.B. mehr persönliche Aussagen gemacht als in fast allen anderen möglichen Interaktionsbeziehungen. Wegen dieser emotionalen und enthüllenden Natur der intimen Beziehung besteht ein bestimmtes Maß an Schamgefühlen selbst dann, wenn sich beide Partner sehr vertraut sind. Denn selbst nach einer jahrelangen, intimen Beziehung gibt es immer noch Bereiche der Unwissenheit und Unbekanntheit in der umfassenden Identität des Partners.

5. Die peinliche Situation

Die im Zusammenhang mit der Informalisierung auftretende Lockerung der gesellschaftlichen Verhaltenskonventionen und -standards stellt eine höhere Anforderung an die (Interaktions-)Kompetenzen jedes partizipierenden Individuums als noch zu formalisierteren Zeiten. Sie verwischt die allgemein gültigen, gesellschaftlich anerkannten Maßstäbe, an denen die Menschen gewöhnt waren, ihr Verhalten zu orientieren. Das macht ihren Umgang untereinander weitaus undurchsichtiger. „Es gibt da ständig im Kleinen die Frage zu beantworten, wie man sich jetzt ‚richtig‘ verhält, eben weil was ‚richtig‘ ist, von Situation zu Situation und von Beziehung zu Beziehung wechselt“ (Dreitzel 1983: 162). Während beispielsweise vor Jahren das formalisierte „Sie“ in der Anrede der Interaktionssequenz eine Strukturierung gegeben hat und eine bestimmte Distanz zwischen den Interagierenden aufrecht erhielt, erleben wir heute allzu oft, dass – selbst in völlig „ungleichen Beziehungen“ – diese „Strukturgebung“ fehlt: So wie sich der Dozent von seinen Studenten duzen lässt, bietet die Sekretärin ihrem Chef das „Du“ an. Es ist dabei nicht mehr so entscheidend, in welcher Beziehung die Individuen zueinander stehen, sondern unter welchen Umständen, in welcher Situation sie aufeinander treffen. Während sich z.B. viele Kollegen auf dem Flur oder im Büro duzen, kann es sein, dass sie sich auf der Straße mit einem „Sie“ anreden, denn „die Beziehungsunterschiede werden zunehmend überlagert von Situationsunterschieden, Peinlichkeiten in den Verkehrsformen sind heute oft ein Indiz für eine Unsicherheit darüber, welcher der beiden

Strukturprinzipien jeweils der Vorrang gebührt, der Situation oder der Beziehung“ (Dreitzel 1983: Seite 163). Eine weitere, erhöhte Anforderung an die Interaktionskompetenzen jedes partizipierenden Individuums stellt in der heutigen „Wissensgesellschaft“ bezeichnenderweise die Fähigkeit dar, in jeder Situation auf ein Neues abzuwägen, wo und in welchem Umfang gemeinsam geteilte Wissensbestände existieren. Allzu leicht kann ein „Expertenwissen“ in einem bestimmten Bereich die anderen Interaktionsteilnehmer exkludieren, „weil sie nicht (mehr) mitreden können“. Diese Situation ist dabei für den vermeintlichen „Experten“ ebenso peinlich wie für den „Laien“ – da sowohl Überlegenheitsgesten als auch Unterlegenheitsgesten häufig mit Scham beladen sind. Dementsprechend sind die Individuen dazu angehalten, in jeder Interaktion einen gemeinsam geteilten Wissensbestand zu bestimmen, auf dessen Grundlage sie ohne Peinlichkeitsgefühle interagieren können.

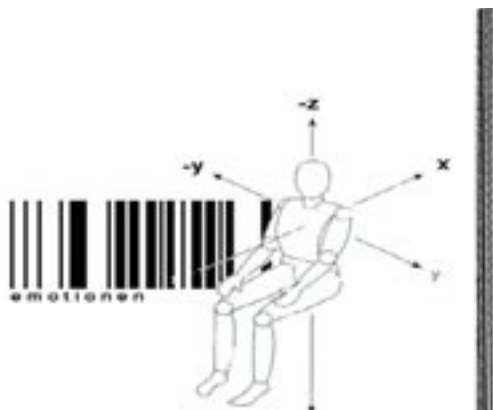
Dabei kommt es jedoch nicht nur auf die Themen an, die angesprochen werden, sondern auch auf den Umgang und die Situation, in der sie angesprochen werden. Dabei gilt: „Je distanzierter, je ‚sachlicher‘ ein [...] Thema erörtert wird, desto geringer ist die Gefahr, Peinlichkeit hervorzurufen. Andererseits darf, jedenfalls in geselligen Situationen die Versachlichung nicht so weit getrieben werden, dass die Unterhaltung zu einem Fachgespräch wird. [...] Gefordert ist ein Modus der mittleren Distanz gegenüber dem Gesprächsgegenstand, der weder die viel größere Distanz des Witzes oder der Komik gestattet noch die viel geringere der emotionalen Betroffenheit [...]“ (Dreitzel 1983: Seite 165).

Doch vielleicht kann ein Sachverhalt erst dann wirklich versachlicht werden, wenn er eben nicht mehr mit Scham beladen ist – ich möchte behaupten, dass er aber gesellschaftlich erfolgreich erst dann versachlicht wird, wenn er es einmal war. Zwar hat z.B. wohl jeder von uns ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes Schuldgefühl bezogen auf die Verschmutzung unserer Umwelt. Aber möglicherweise werden wir diese Umweltprobleme erst richtig angehen und beseitigen können, wenn uns jede Verschmutzung unserer Umwelt die „Schamesröte“ ins Gesicht treibt.

6. Schluss und Nachüberlegungen

In „Über den Prozess der Zivilisation“ entwickelt Elias eine Theorie langfristiger Prozesse, in der die Entwicklung der sozialen Interdependenzgeflechte der europäischen Nationalstaaten mit ihren spezifischen Vorstellungen von Zivilisation und Kultur, mit ihren unterschiedlichen Verhaltensstandards und Persönlichkeitsstrukturen von den frühmittelalterlichen Feudalgesellschaften bis zu den höfisch-absolutistischen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts analysiert werden. Auf diese Weise eröffnete er eine Perspektive auf „sich verändernde Verhältnisse zwischen und in den Menschen“, was ihm als ein großer

Verdienst angerechnet werden kann. Die Verhältnisse zwischen den Menschen sind dabei gekennzeichnet durch die zunehmende Differenzierung, mit der das Niveau der gesellschaftlichen Interdependenz, der gegenseitigen Abhängigkeiten der einzelnen Menschen und der gesellschaftlichen Gruppen, die sie formen, steigt. Mit der Ausdifferenzierung von immer mehr Teilfunktionen werden die Abhängigkeits- und Wirkungsketten länger. Das Handeln in sich verdichtenden Interdependenzgeflechten erfordert jedoch ein berechenbares, reguliertes und kontrolliertes Verhalten jedes Einzelnen. So weist Elias nach, dass sich das menschliche Verhalten im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung wandelt, dass spontanes, triebhaftes und affektgeleitetes Verhalten zunehmend durch ein reguliertes Handeln ersetzt wird, das erlernten Selbstzwängen unterworfen ist, was die Verhältnisse in den Menschen abbildet. Die Rück- und Voraussicht, die das Handeln in den immer komplexeren Abhängigkeitsverhältnissen erfordert, wird als Automatismus, als Selbstzwang-Apparatur zu einem Teil der menschlichen Persönlichkeitsstruktur. Man könnte in diesem Zusammenhang auch sagen: „Hemmung ist Fortschritt.“ Die Kontrolle der eigenen Triebe und Affekte und die



Entwicklung eines auf Langsicht beruhenden Verhaltens, das dem höheren Niveau der gesellschaftlichen Differenzierung und Interdependenz Rechnung trägt, nennt Elias „den Prozess der Zivilisation“. Denn kontrolliertes, zivilisiertes Verhalten ermöglicht wiederum eine weitere gesellschaftliche Differenzierung usw. Das bedeutet, dass die beiden Prozesse der Soziogenese und der Psychogenese einander bedingen und gegenseitig befördern.

Man darf allerdings gespannt sein, wie sich die Machtkonstellationen und die Persönlichkeitsstrukturen in Zeiten der voranschreitenden Globalisierung und im Kampf um knapper werdende Ressourcen (z.B. Öl) verändern. Bereits heute bemerken wir, dass die zunehmende Verflechtung und Interdependenz von immer mehr und immer verschiedenere Menschen ihre Verkehrskreise nahezu unüberschaubar werden lässt und zu einer starken Diffusion der ehemaligen Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Bewertungsmuster führt. Die ehemaligen Verhaltensstandards verlieren nicht zuletzt aufgrund einer

fortschreitenden Informalisierung verstärkt an Bedeutung. In der Folge stellen sich immer häufiger Momente der Peinlichkeit ein: Sei es, weil wir einen Jugendlichen auf die Straße spucken sehen; sei es, weil wir z.B. im Badeurlaub einer (fast) nackten Person begegnen; sei es, weil wir auf einen wie auch immer stigmatisierten Menschen treffen; sei es, weil wir den Namen einer Person vergessen haben, der uns eigentlich geläufig sein sollte; sei es, weil wir uns beim Geschlechtsakt einmal so richtig gehen lassen (und potentiell peinliche Momente in Kauf nehmen); oder sei es, weil wir jemanden duzen, den wir in anderen Kontexten siezen, oder umgekehrt.

Doch die Informalisierung zeigt auch neue Wege auf, wie man mit diesen vermehrten Peinlichkeitsgefühlen umgehen kann. Im Zuge der fortschreitenden Kommerzialisierung und Kapitalisierung gewinnen die eigenen Gefühle nämlich insgesamt wieder an Bedeutung. Die seit den 1960er Jahren entfachte „Emanzipation der Gefühle“ misst den Gefühlen als spontane Lagebeurteilungen des Körpers über die jeweilige Situation eine entscheidende Bedeutung zu. Sie gelten gewissermaßen als „glaubhaftes Dokument persönlicher Authentizität“ (Neckel 2005: 420) – weshalb in unserer heutigen Zeit eine allgemeine Emotionalisierung und auch eine Kommerzialisierung von Gefühlen zu verzeichnen ist. Die eigenen Gefühle zu unterdrücken heißt, einen Orientierungsverlust in Kauf zu nehmen. Das gilt auch für die Gefühle des Gegenübers: Dass wir den ehrlichen und unverstellten Ausdruck von Gefühlen in so vielen Situationen als peinlich erleben, zeugt von unserer zunehmenden Unfähigkeit zu wirklichem Mitempfunden und Nachfühlen und damit auch zu einem wirklichen Verstehen des Anderen.

Was uns hier fehlt sind neue Ritualisierungen und Habitualisierungen oder, in Elias Worten, neue Formalisierungen. Die soziale Leistung eines Rituals zeigt sich nämlich genau darin, einen emotionalen Ausdruck mit einer sachlichen Distanz zu verbinden – die nötig ist, um nicht ständig neuen Peinlichkeiten ausgeliefert zu sein. Diese Rituale sollten jedoch den gegenwärtigen Empfindens- und Verhaltensstandards entsprechen, damit sie die Bewältigung wiederkehrender peinlicher Lebenssituationen erleichtern können, und nicht selbst zu neuen Peinlichkeiten werden. Nur so scheint eine weitere Peinlichkeiten vermeidende Einbeziehung vieler Verkehrskreise und eine Durchbrechung unseres derzeitigen „regellosen Regelwerks“ möglich, die umso nötiger wird, je mehr und verschiedenere Menschen wir begegnen.

So lange uns aber neue, allgemeingültige Verhaltensstandards fehlen, bewacht die Scham wahrscheinlich mehr als alles andere unsere menschliche Würde. Sie schützt uns vor entwürdigendem Verhalten und entwürdigenden Situationen. Deshalb sollten wir jeder Scham stets mit Charme begegnen!

Literatur:

Baumgart, Ralf/Eichener, Volker (1997): Norbert Elias zur Einführung, Hamburg: Junius, 2. Auflage.

Dreitzel, Hans Peter (1983): Peinliche Situationen, in: Baethge, Martin/Ebbach, Wolfgang (Hrsg.): Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen - Hans Paul Bahrdt, Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, Frankfurt: Campus.

Elias, Norbert (1969a): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band I, Wandlungen der Gesellschaft – Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Bern: A. Francke, 2. Auflage.

Ders, (1969b): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band II, Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes, Bern: A. Francke, 2. Auflage.

Flam, Helena (2002): Soziologie der Emotionen. Eine Einführung, Konstanz: UVK.

Neckel, Sighard (2005): Emotion by design. Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm, in: Berliner Journal für Soziologie 15/3, S. 415-430

Simmel, Georg (1992): Zur Psychologie der Scham, in: ders.: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl, herausgegeben von Dahme, H.J./Rammstedt, O., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.151-158.

WIKIPEDIA (Internet-Lexikon): „Peinlichkeit“, <http://de.wikipedia.org/wiki/Peinlichkeit>

Wouters, Cas (1999): Informalisierung -Norbert Elias' Zivilisationstheorie und Zivilisationsprozesse im 20. Jahrhundert, Opladen: Westdeutscher Verlag.

sich diese Konkurrenz und Monopolisierungstendenzen überwiegend in ökonomischen Prozessen.

⁸ Vergleiche Elias 1969b: 342f.

⁹ Vergleiche Wouters 1999: 51f.

¹⁰ Vergleiche Elias, Die Gesellschaft der Individuen, 1987: 207f.

¹¹ Vergleiche hierzu Neckel, Emotion by design, 2005: Neckel beschreibt in diesem Aufsatz unter anderem, wie Gefühle bzw. Gefühlsäußerungen heutzutage strategisch eingesetzt werden. Dabei läuft alles auf eine „Optimierung des emotionalen Erlebens und Darstellens“ hinaus – was zu einem gegenteiligen, paradoxen Effekt, nämlich zu einer „affektiven Neutralität“ führt.

¹² Das führt dazu, dass ein Mensch auch ohne die Anwesenheit anderer Menschen ein Gefühl der Scham erleben kann: Indem er seine Selbstsicht mit seinem Selbstideal abgleicht, und zu dem Schluss kommt, dass sein Selbst angesichts dieses Ideals nicht perfekt ist – und auch niemals perfekt sein kann. Diese Divergenz ist es, die ein Gefühl der Peinlichkeit auslöst.

¹³ Da jedoch in unserer heutigen Gesellschaft, in der die Subjektivierung von Verantwortlichkeit sehr weit vorangeschritten ist, die Grenzlinie zwischen schuldhaftem und schamhaftem Verhalten nicht immer zweifelsfrei gezogen werden kann, und unter Umständen schamhaften Momenten durchaus eine gewisse Fahrlässigkeit angehängt werden kann, gibt es eine Unmenge an Experten, die die Aufgabe haben, die jeweilige Verantwortlichkeit eindeutig zuzuschreiben. Solche Experten sind z.B. Psychologen, Ärzte, Sachverständige und Sozialarbeiter.

¹⁴ Vergleiche Dreitzel 1983: 150f und 171.

¹⁵ Vergleiche Goffman, Stigma – Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, 1975.

¹⁶ Vergleiche Dreitzel 1983: 159f.

¹⁷ Vergleiche Simmel 1992.

Fußnoten

¹ Der Begriff „Werteverfall“ weist sich als sehr wertender Begriff aus. Er klingt so, als würde ein höheres Zivilisationsniveau zwangsläufig eine höhere und bessere Stufe der menschlichen Entwicklung darstellen, und der „Verfall“ dieses Niveaus einen Rückschritt. Ich möchte mich Elias anschließen und ausdrücklich gegen derlei Trugschlüsse wehren.

² Der Begriff der „Figuration“ beschreibt Elias zufolge die Interdependenzgeflechte, die die einzelnen Menschen und ihre Motive miteinander verbinden und so ihre Erwartungen und Handlungen in Bezug setzen. Sie bewegen die Menschen dazu, in einer spezifischen Weise zu handeln, wie sie nicht handeln würden, wenn sie frei von diesen sozialen Abhängigkeiten wären. Mit dem Begriff der „Rahmung“, der von Goffman geprägt wurde, ist ein ähnliches Konstrukt verknüpft, das jedoch mehr auf eine einzelne soziale Situation(sdefinition) abzielt.

³ Das Wort „Peinlichkeit“ leitet sich vom griechischen Wort „poiné“ (Strafe) ab und bezeichnete früher einen (als Strafe gedachten) körperlichen Schmerz oder eine sehr unangenehme Belästigung. So verstand man unter einer peinlichen Befragung im Mittelalter Verhöre unter Anwendung der Folter. Inzwischen hat das Wort einen Bedeutungswandel durchlaufen und bezeichnet eher etwas Beschämendes, wie im Folgenden noch zu beschreiben sein wird (vergleiche WIKIPEDIA, Peinlichkeit).

⁴ Zur Definition und zum Begriff der Verkehrsordnung vergleiche Dreitzel 1983: 149.

⁵ Vergleiche Dreitzel, 1983, Seite 150 und 171.

⁶ Vergleiche Wouters 1999: 16.

⁷ Der beschriebene Konkurrenzdruck lässt sich als Monopolisierungstendenz von Machtmitteln wie Gewalt-, Produktions-, Organisations- und Orientierungsmitteln definieren. Heute zeigen



NEUERSCHEINUNGEN SOZIOLOGIE



Wulf D. Hund
Rassismus

Mai 2007, ca. 130 Seiten, kart.,
ca. 15,80 €,
ISBN 978-3-89942-310-5



Peter Gross
Jenseits der Erlösung

Die Wiederkehr der Religion
und die Zukunft des
Christentums

April 2007, 198 Seiten, kart.,
20,80 €,
ISBN 978-3-89942-604-5



Markus Dederich
**Körper, Kultur und
Behinderung**

Eine Einführung in die
Disability Studies

Februar 2007, ca. 180 Seiten, kart.,
ca. 17,80 €,
ISBN 3-89942-641-X



Michael Opielka
**Kultur versus
Religion?**

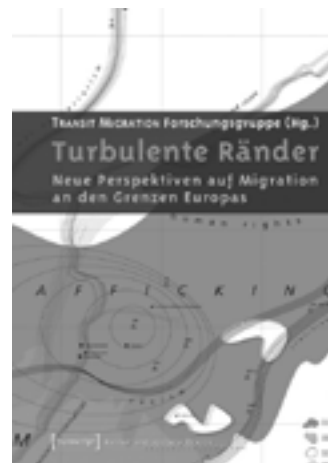
Soziologische Analysen zu
modernen Wertkonflikten

April 2007, 190 Seiten, kart.,
20,80 €,
ISBN 978-3-89942-393-8



Dirk Baecker
Wirtschaftssoziologie

2006, 188 Seiten, kart.,
15,00 €,
ISBN 978-3-933127-36-5



TRANSIT MIGRATION
Forschungsgruppe (Hg.)
Turbulente Ränder

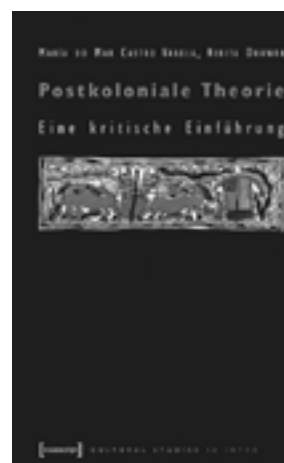
Neue Perspektiven auf
Migration an den Grenzen
Europas

Januar 2007, 252 Seiten, kart.,
24,80 €,
ISBN 978-3-89942-480-5



Helmut Willke
Global Governance

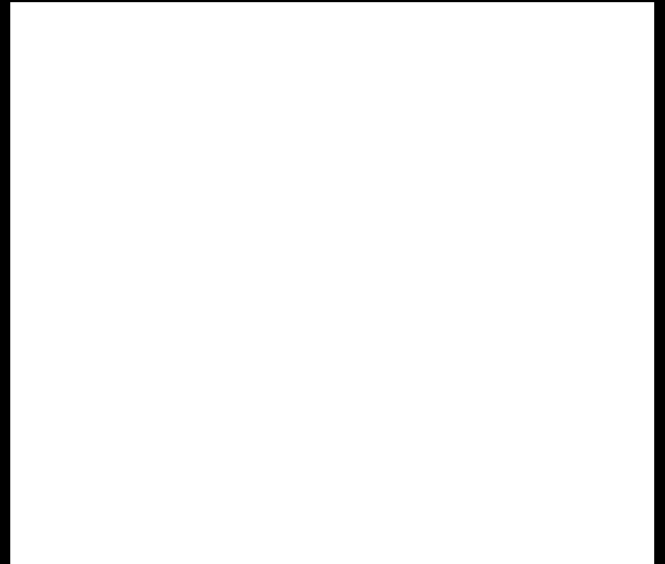
2006, 152 Seiten, kart.,
13,50 €,
ISBN 978-3-89942-457-7



María do Mar Castro Varela,
Nikita Dhawan
Postkoloniale Theorie

Eine kritische Einführung
(Cultural Studies 12, hrsg.
von Rainer Winter)

2005, 162 Seiten, kart.,
16,80 €,
ISBN 978-3-89942-337-2



Einführung in den Schwerpunkt Soziale Probleme // 28
Ina Otte, Lena Weber

Lehrforschungsbericht // 30

Nachgefragt: Die Lehrforschung „Kriminalität im Alltag“ // 31
Ina Otte

„Entstehung einer neuen Berufsgruppe: Soziologische Sozialarbeit“

Als 1969 die Universität in Bielefeld am entstehen war, gestalteten die beiden aus Münster stammenden Soziologen Helge Peters und Joachim Matthes den Diplomstudiengang Soziologie und das Curriculum zur „Sozialarbeit“ wesentlich mit. Matthes war Vorsitzender der Fachbereichskommission Soziologie des Gründungsausschuss und schließlich erster Dekan der Fakultät für Soziologie. Damit war der Grundstein des heutigen Praxisschwerpunktes „Soziale Probleme und Problemintervention“ gelegt. Allerdings war damals der Fokus auf die soziologische Durchleuchtung der Sozialarbeit konzentriert. Das Programm wurde anfangs vorläufig noch in Arbeitspapieren verfasst.

Die Praxisschwerpunkte stellten eine Neuheit in der Soziologie dar. Durch sie sollte eine Berufsperspektive für Soziologen erleichtert werden und deren gesellschaftliche Relevanz zum Ausdruck kommen. Das Curriculum „Sozialarbeit“ war eines der ersten entwickelten Programme. Zusammen mit dem Schwerpunkt „Entwicklungssoziologie“ wurde es am 8.07.1970 verabschiedet.

Es sah vor allem vor, das Verhältnis zwischen Sozialarbeitern und Hilfebedürftigen zu untersuchen. Sozialarbeiter der damaligen Zeit stammten vornehmlich aus der Kirche oder Parteiverbänden und hatten eine starke normative Orientierung. Das Bielefelder Konzept sah nun vor eine soziologische Perspektive daneben zustellen, in der es nicht mehr darum ging Patienten zu belehren oder Menschen „auf den richtigen Pfad“ zu leiten, sondern zu untersuchen wie die Beziehung zwischen den Menschen wertfrei zu gestalten sei, um den Menschen zu helfen. Zusammengefasst könnte man es eine kritische Analyse der Sozialarbeit bezeichnen, das eine Erweiterung der medizinischen und pädagogischen Blickwinkel auf das Themenfeld Sozialarbeit eröffnete.

Beispielhaft dafür sind die Titel der ersten Publikationen von Peters: „Moderne Fürsorge und ihre Legitimation. Eine soziologische Analyse der Sozialarbeit“ (Köln, 1968) oder „Die sanften Kontrolleure. Wie Sozialarbeiter mit Devianten umgehen“ (zus. mit Helga Cremer-Schäfer. Stuttgart 1975).

Im Jahr 1971 wurde schließlich die erste Professur mit Professor Günther Albrecht für den Schwerpunkt benannt. Ein Jahr später erhält das Programm Einzug in das „Grüne Buch“ der Universität Bielefeld.

Aus diesem kritischen Konzept entstand nach und nach eine allgemeinere Ausrichtung des Themas. Die Perspektive wurde erweitert auf Soziale Probleme in der Gesellschaft insgesamt. Das Anfangskonzept war nicht

Günther Albrecht als frischgebackener Professor des PSP „Sozialarbeit“ im Jahr 1978



erschöpfend genug und so traten neben die klassischen Devianztheorien und Theorien Sozialer Kontrolle auch speziellere Untersuchungen zu Suchtproblematiken, Integrationsproblemen von Minderheiten (ethnische, Subkulturen jeglicher Art und Homosexuelle) Armutsproblematiken und der Fokus auf die strukturelle Bedingtheit Sozialer Probleme.

An diesem Konzept hat sich bis heute wenig verändert, es wurde immer mehr verfeinert und je nach Personal-konstellationen im Schwerpunkt wurden verschiedene Themen mal intensiver mal weniger intensiv behandelt. Seit 1983 heißt der Schwerpunkt „Soziale Probleme und Problemintervention“. Sechs Jahre später hatte der PSP schon sechs Professuren. In einer Broschüre der Fakultät für Soziologie heißt es: „inhaltlicher Schwerpunkt des Lehrangebots der Wissenschaftlichen Einheit liegt in der Familien-, Sozialisations-, und Gesundheitsforschung. Fragen der Sozialpolitik, der sozialen Wohlfahrt sowie Kriminal- und Gesundheitspolitik spielen dabei eine besondere Rolle.“

In der Anfangsphase stellte dieser Schwerpunkt eine neue Berufsperspektive für die Soziologen und Soziologinnen dar. Ziel war es nicht Sozialarbeiter auszubilden, vielmehr sollten die Absolventen in die Managerpositionen der Sozialunternehmen gelangen. „Ziel der Ausbildung im Praxisschwerpunkt ist es, die Studierenden darauf vorzubereiten, in den Organisationen der Problemintervention - z.B. im Bereich der Sozialarbeit, Gesundheitsfürsorge, Kriminalitätsprophylaxe, Rehabilitation psychisch Kranker oder Resozialisierung Straffälliger - Forschungs-, Planungs- und Entscheidungsaufgaben wahrzunehmen.“ (<http://www.uni-bielefeld.de/soz/soz.html>). In diesem Schwerpunkt ausgebildete Soziologen hatten andere Qualifikationen, als die typischen Sozialarbeiter von damals. Sie wissen wie man Projekte plant und sie gegebenenfalls

methodisch evaluiert. Dieses Ziel wurde auch erreicht, Professor Albrecht ist heute noch stolz darüber, wie viele seiner fleißigen Studierenden in höhere Positionen in der Politik und gemeinnützlichen Institutionen untergekommen sind. Oft wurde er gezielt gefragt, ob er einen qualifizierten Studierenden für eine bestimmte Stelle benennen könnte. Ob das an der damals günstigen Arbeitsmarktlage oder an den besonders gut ausgebildeten Studierenden lag, ist nicht eindeutig zu klären, aber von einer gewissen besonderen Qualität der Bielefelder Absolventen ist auszugehen. Klar ist auf jeden Fall, dass viele Studierende in der Anfangszeit Soziologie im Zweitstudium studierten. Viele hatten schon Pädagogik studiert und wollten ihre Qualifikationen weiter vertiefen und zeigten ein spezielles Interesse für den Schwerpunkt.

Heute ist der Praxisschwerpunkt Teil der wissenschaftlichen Einheit „Soziale Probleme, Gesundheit und Sozialpolitik“, der sich in drei Untergruppen aufgliedert: „Soziale Probleme und Problemintervention“, „Gesundheit“ und „Sozialpolitik“. Der erstgenannte Teil übernimmt dabei hauptsächlich die Funktion der studentischen Lehre.

1999 erschien unter der Herausgeberschaft von Günther Albrecht, Axel Groenemeyer und Friedrich Stallberg das „Handbuch Soziale Probleme“ im Westdeutschen Verlag. Darin werden die grundlegenden Theorien des Fachgebiets erläutert und es bietet einen guten Überblick der Thematik.

In der Zeit von 1990 bis 2004 wurde über die Gruppe „Soziale Probleme und Soziale Kontrolle“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in der auch die Bielefelder Soziologen der wissenschaftlichen Einheit mitwirken, die Zeitschrift „Soziale Probleme“ herausgegeben. Interessentinnen für den Schwerpunkt sollten sich den Link auf der Fakultätsseite ansehen, dort lassen sich einige Artikel kostenlos herunterladen (<http://www.uni-bielefeld.de/sozprob/>).

1. Das alte Programm PSP „Soziale Probleme, Gesundheit und Sozialpolitik“ und die neuen Bachelor und Masterprogramme der Soziologie



Joachim Matthes aus der Gründerzeit 1969 der Fakultät für Soziologie



Soziologentag 1976 in Bielefeld. Joachim Matthes (2.v.l.) ist im Podium mit dabei.

Der Diplomstudiengang war so organisiert, dass man im Grundstudium einen Überblick über die gesamte Soziologie bekam. Zusätzlich gab es die Möglichkeit in einem Seminar aus dem Bereich „Spezielle Soziologien“ in ein Fachgebiet hineinzuschnuppern. Das wäre auch der Anfang gewesen für den PSP „Soziale Probleme und Problemintervention“.

Im Hauptstudium gab es dann die Gelegenheit sich zu spezialisieren und tiefere Einblicke in das Thema zu gewinnen. Um den Überblick aus dem Grundstudium zu vervollständigen, wurden Einführungskurse und Grundlagenkurse angeboten. Erstere Seminare waren den Grunddefinitionen und deren methodischen Umsetzungen gewidmet. Beispielsweise „Was ist Armut und wie kann man sie messen?“. Daneben gab es eine Einführung in die Entwicklung von Kontrollinstanzen in einer Gesellschaft, wie Strafjustiz und Armenhäuser. In den Grundlagenseminaren wurden verschiedene Theorien abweichenden Verhaltens oder Sozialer Kontrolle diskutiert und an empirischen Themen bearbeitet.

In den Vertiefungsseminaren wurden einzelne Konzepte tiefergehend bearbeitet. Schließlich konnte man auch eine Lehrforschung in dem PSP auswählen und sich so eingehend spezialisieren.

Mit den neuen Studiengängen Bachelor und Master wird der Schwerpunkt so wie er jetzt besteht aufgelöst und durch ein Fachmodul ersetzt. Sehr zum Bedauern von Professor Albrecht. Seit 25 Jahren ist er nun in dem Praxisschwerpunkt an der Universität Bielefeld tätig. Daher befürchtet er, dass es schwierig sein wird so tief und breit in die verschiedenen Themenfelder der Sozialen Probleme eintauchen zu können, wie es seither möglich war. Die neuen Studiengänge erfordern ein schnelles arbeiten, bei dem intensivere Seminare wegfallen werden.

Im Bachelor für Soziologie existiert das Fachmodul 4: „Soziale Probleme, Gesundheit und Sozialpolitik“, das man wählen kann. Dieses Modul ist ungefähr so aufgebaut, dass Kenntnisse aus dem Grund- und Hauptstudium des Diplomstudiengangs zusammengelegt, vermittelt werden. Neben einführenden Seminaren, wie aus dem Grundstudium, werden auch speziellere Veranstaltungen angeboten. Dies soll den besten Mittelweg zwischen nicht überfordern der Studierenden und nicht zu oberflächlich bleibenden Seminaren gewährleisten. Der Master der Soziologie, der erst im kommenden Wintersemester anlaufen soll, wird ebenfalls die Möglichkeit bieten, dieses Modul zu wählen.

Praktikum und späterer Beruf

Nach wie vor ist das Praktikum eine wesentliche Chance seine gewonnenen Kenntnisse anzuwenden, zu erweitern und sich zu spezialisieren.

Dabei soll noch mal an dieser Stelle betont werden, dass der PSP nicht darauf zielt Sozialarbeiter auszubilden. Dafür gibt es entsprechende Studiengänge an Fachhochschu-

len. Vielmehr sollen die fertigen Soziologinnen und Soziologen die Sozialarbeit überprüfen und entsprechende Lösungen oder Verbesserungsvorschläge für Probleminterventionen entwickeln. Typische Praktika oder spätere Jobs lassen sich in folgenden Institutionen finden: Drogenberatungsstelle, Suchtprävention, Psychiatrieplanung, Gesundheitsamt, kommunale Sozialplanung oder im Krankenhaus.

Erfahrungsbericht der Lehrforschung „Berufseinstieg“ bei Dr. Kurt Salentin

„Die noch dreisemestrige Lehrforschung beschäftigt sich mit verschiedenen Bevölkerungsschichten und deren Problemen beim Einstieg ins Berufsleben, bzw. wodurch Probleme in der Ausbildung bedingt sind.

Typische Fragestellungen, die untersucht werden sind: „Hat ein Migrationshintergrund Einwirkungen auf den Einstieg in die Arbeitswelt?“ oder „Sind Frauen nach wie vor benachteiligt bei Bewerbungsprozessen?“.

In der ersten Phase der Lehrforschung haben wir uns hauptsächlich theoretisch mit dem Thema beschäftigt. Dies geschah durch gegenseitiges referieren möglicher Themenfelder und aktueller Studien zum Berufseinstieg. Am Ende dieser Phase haben sich Gruppen zu den einzelnen Fragestellungen gebildet und wir haben angefangen den Fragebogen zu konstruieren. Wenn jemand kein Referat gehalten hatte, dann musste man sich dazu verpflichten bei der Datenerfassung oder ähnlichem zu helfen, sogenannte Koordinationsaufgaben übernehmen.

Die zweite Phase war im wesentlichen der Fragebogenentwicklung gewidmet. Dazu haben wir die Items weiter verfeinert und Pretests durchgeführt. Dafür musste man ungefähr an fünf Personen den Fragebogen testen.

Mittlerweile sind wir in der Felderhebungsphase angelangt und die gestaltet sich ziemlich anstrengend. Vom Einwohnermeldeamt haben wir eine quotierte Zufallsauswahl, natürlich anonymisiert, erhalten. Darin sind ein Drittel türkischstämmige Bewohner Bielefelds und ein Drittel Aussiedler enthalten, um aussagekräftige Ergebnisse der Fragestellungen zu gewährleisten. Anstrengend ist nun, dass sich viele Interviewpartner nicht für ein Gespräch bereit erklären wollen und dass man teilweise sehr weite Wege auf sich nehmen muss, um die Interviews zu führen. Das zeigt uns allen wie hart der Alltag eines Forschers sein kann. Manchmal kommt man auch in unangenehme Situationen, aber wir lernen so damit umzugehen.

In diesem Semester geht es schließlich an die Datenauswertung und daran den Bericht zu schreiben.“

Nachgefragt: Die Lehrforschung „Kriminalität im Alltag“

Stefanie Eifler bietet in diesem Semester ihre Lehrforschung zum Thema „Kriminalität im Alltag“ an. Worum es genau geht und was Sie sich als Lehrende erhofft, haben wir für euch nachgefragt:

Seit einiger Zeit interessiert sich die Soziologie abweichenden Verhaltens für die Analyse von Kriminalität im Alltag. Damit sind Formen kriminellen Handelns gemeint, die als ‚Massendelikte‘ gelten und von weiten Teilen der Bevölkerung nicht nur ausgeführt, sondern für ‚normal‘ und nicht verwerflich gehalten werden. Um diese Formen geht es auch in der Lehrforschung.

Die Datengrundlage bildet der Allbus. Die Allgemeine Bevölkerungsumfrage Sozialwissenschaften widmete sich diesem Thema in den Jahren 1990 und 2000. Dabei wurden Massendelikte wie das Autofahren unter Alkoholeinfluss, Steuerbetrug, Ladendiebstahl und Schwarzfahren untersucht. Im Mittelpunkt der Lehrforschung steht die Frage, inwiefern soziale Einstellungen wie etwa Rechtsbewusstsein oder andere Aspekte von Normorientierungen die Bereitschaft beeinflussen, die genannten Massendelikte auszuführen.

In der Lehrforschung sollen zunächst die diesen Umfragen zugrunde liegenden theoretischen Überlegungen nachvollzogen werden. Dann sollen eigene Forschungsfragen entwickelt und anhand der Daten des Allbus 1990 und 2000 eigenständig analysiert werden. Was sich Stefanie Eifler noch vorgenommen hat, hat Sie uns in einem kurzen Interview verraten.

sozusagen: „Wie genau wird der zeitliche und inhaltliche Aufbau der Lehrforschung aussehen?“

Stefanie Eifler: „Im ersten Semester wird der theoretische Hintergrund erarbeitet, und es werden Hypothesen abgeleitet.

Im zweiten Semester werden diese Hypothesen empirisch überprüft. Das Projekt ist als Sekundäranalyse von Daten der Umfrageforschung geplant. Zur Vorbereitung auf die Datenanalyse ist ein Kurs zur Mehrebenenanalyse in Planung. Die Datenanalyse im zweiten Semester soll die Studierenden befähigen, mindestens ein Verfahren der multivariaten Datenanalyse eigenständig anzuwenden und dessen Ergebnisse zu interpretieren.“

sozusagen: „Welche Ziele haben Sie sich als Lehrende gesetzt?“

Stefanie Eifler: „Die Studierenden sollen lernen, theoretisch geleitet empirisch zu forschen. Vor allem kommt es darauf an, Probleme der Explikation von Theorien und Fragen der Operationalisierung grundlegend kennen zu lernen. Auf der Ebene der Datenanalyse soll es insbesondere darum gehen, wie bereits gesagt, ein multivariates Verfahren selbstständig anzuwenden. Ein wichtiges Ziel der Lehrforschung besteht schließlich darin, den eigenen Forschungsprozess kritisch zu reflektieren und die Möglichkeiten und Grenzen der eigenen Aussagen angemessen einzuschätzen.“

sozusagen: „Was erwarten Sie persönlich von der Lehrforschung?“

Stefanie Eifler: „Ich hoffe auf interessierte, motivierte Studenten, die durch viele kritische Fragen & Anmerkungen das gemeinsame Denken & Arbeiten am Projekt befördern. Außerdem hoffe ich, dass wir interessante Ergebnisse zu Tage befördern werden, Ergebnisse, die vielleicht sogar zu weiteren interessanten Fragen und weiterführenden Projekten Anlass geben.“

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Ina Otte.

The World is not enough. - Oder wie man durch ein Aus- landspraktikum zum Staats- feind wird-

Warum Sri Lanka? Ist dir nichts Abgelegeneres eingefallen, oder wie muss man das verstehen?

Sri Lanka war für mich damals die perfekte Wahl. Ich hatte mich zum Ende meiner Zeit bei der Deutschen Bank ein wenig mit Mikrofinanzierungsprojekten in Asien beschäftigt. Allerdings nur theoretisch und von Deutschland aus. Außerdem hat mich der Einfluss von Konflikten auf die Entwicklungszusammenarbeit interessiert. Das ist zurzeit ein großes Thema. Ich wollte wissen wie sich ein Konfliktumfeld auf die tägliche Arbeit auswirkt und wo konflikttransformatorische Elemente in den Projekten zu finden sind. Und natürlich ob das ein Umfeld ist auf das ich klar komme.

Warum bei der GTZ? Wie bist du darauf gekommen, ausgerechnet diese Organisation zu wählen und was hat dich auf sie gebracht? Wie sah die Finanzierung aus?

Die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit ist quasi das ausführende Organ der Bundesregierung in Sachen Entwicklungszusammenarbeit, und wahrscheinlich der größte Arbeitgeber für Deutsche auf dem Gebiet. Ich hatte das Glück das Frau Dr. Dannecker einige sehr interessante Leute in ihren Kurs „Einführung in die Entwicklungspolitik“ für Vorträge eingeladen hatte. Eine davon war Annette Bremer, eine Diplom-Soziologin aus Bielefeld, die bis vor kurzem noch bei der GTZ gearbeitet hat. Die habe ich einfach drei Monate lang jede Nacht angerufen und dann hatte ich den Praktikumsplatz. Bezahlt wurde das zum Glück auch. Anders wäre es auch nicht gegangen.

Welche Gedanken sind dir durch den Kopf gegangen bevor du in ein solches Krisengebiet abgereist bist. Wie hast du dich vorbereitet? Welche Unterstützung hast du erhalten?

Die GTZ hat mich nach Eschborn eingeladen. Da habe ich mich zwei Tage lang mit den Kollegen zusammengesetzt die von Deutschland aus die Projekte in Sri Lanka mitbetreuen. Ansonsten hab ich viel gelesen. Zur Geschichte Sri Lankas und der politischen Situation. Von der Uni aus wurde ja auch einiges angeboten das in die Richtung ging. Frau Prof. Pfaffs Lehrforschung zu Sri Lanka lief zu dem Zeitpunkt auch, das war für mich ein glücklicher Zufall.

Dennoch, Wochen vor dem Abflug im Juli hatte sich die Lage in Sri Lanka weiter zugespitzt und die GTZ war drauf und dran mich nicht fliegen zu lassen. Die Lehrforschung fand dann ja auch überwiegend in Nepal und nicht mehr in Sri Lanka statt. Natürlich hat mir das ein ungutes Gefühl gegeben.

Vor Ort angekommen, was waren deine ersten Eindrücke? War es eher ein: Wow, finally I'm here, oder mehr so ein „wann geht der nächste Flug zurück?“ Wie war die Verständigung im Allgemeinen? Kommt man mit Englisch gut durch, oder war es doch eher pantomimisch? Wie wurdest du aufgenommen? Welche Erfahrungen hast du mit den Einheimischen und deinen Kollegen gemacht?

Ich war schon sehr froh dann endlich da zu sein. Finally I am here, trifft es schon ganz gut! Ich habe als erstes mein Security Briefing bekommen und bin anschließend direkt auf einer Dach-Pool-Party gelandet. Eine der Praktikantinnen hatte Geburtstag. Das war nach 24 Stunden ohne Schlaf schon irgendwie surreal aber eigentlich ein ganz guter Start. Die Verständigung lief fast ausschließlich auf Englisch ab. Das geht allerdings nur solange gut wie man sich im Projekt-Umfeld bewegt. In freier Wildbahn wird es schwieriger. Meine Erfahrungen mit den Tamilen und Singhalesen waren fast ausschließlich sehr gut. Sowohl im Team als auch außerhalb.

Wer dich kennt weiß, ganz wichtig: ESSEN. Also umreiß mal kurz: abgenommen, zugenommen, verhunbert? Burger King oder örtliche Spezialitäten?

Naja, abgenommen habe ich fünf Kilo. Entwicklungszusammenarbeit findet nun mal oft in Regionen statt in denen es an Vielem fehlt. Wahrscheinlich ist es trotzdem meine Schuld. Ich hätte wie jeder andere auch schon morgens mein „Reis mit Curry“ essen sollen.

Back to business. Beschreib doch mal kurz dein Projekt. Was war ein typischer Tagesablauf? Welche Probleme musstest du meistern? Deine Aufgaben?

Das Projekt, ganz im Süden Sri Lankas, war ein sehr breit angelegtes mit vielen Subprojekten. Von einem klassischen Tsunami-Wiederaufbau-Projekt kann man eigentlich nicht sprechen. Ein Aspekt war der Wiederaufbau: Straßen, Brücken, Häuser, usw. Aber auch darüber hinaus. Ein Kollege hat beispielsweise Fischer darin geschult Thunfisch schonender zu fangen. Die Qualität hat sich verbessert und die erzielen auf den Großmärkten jetzt deutlich mehr. Meine Aufgabe war es eines dieser Subprojekte zu planen und zu koordinieren. Naja, soweit das in den zwei Monaten die ich da war überhaupt möglich ist. Ziel war es 500 Jugendliche in halbjährlichen Schulungen beruflich zu qualifizieren. Ich musste also herausfinden was die

jungen Leute erlernen wollen, was von dem Markt angefragt wird und welche Interessen die Gemeinde hat. Jede zweite junge Frau hätte gerne eine Ausbildung im Bereich Schönheitspflege gemacht. Das geht natürlich nicht. Dann muss geklärt werden wer die Leute ausbildet und wo das passieren soll. Außerdem müssen Kriterien dafür festgelegt werden, wer die Ausbildung bekommt. Ich glaube die Frage zu beantworten, welche Probleme ich zu meistern hatte, kann ich mir jetzt sparen. Ich bin aber damit natürlich nicht allein gelassen worden. Ich hatte das große Glück mit Shanka Dharmapala, einem absoluten Profi, zusammen arbeiten zu dürfen.

Wie anfangs angesprochen warst du zu einer wirklich brisanten Zeit dort. Wie war die allgemeine Sicherheitslage? Hast du dich vor Ort sicher gefühlt? Wie würdest du die Informationsversorgung und die Aufklärung beschreiben? Wusstest du, wie gefährlich es tatsächlich war?

Der Konflikt hat sich während meiner Zeit dort weiter ausgebreitet und verstärkt. Ich habe mich zunehmend unsicherer gefühlt. Wir waren in unserer Bewegungsfreiheit mehr und mehr eingeschränkt. Von Mitarbeitern anderer NGO's hörte man ständig wo wieder Personal evakuiert worden war. Auch GTZ Projekte wurden ausgesetzt. Man war ständig mehr oder weniger in Alarmbereitschaft. Ich habe mich ja bis zum ende fast ausschließlich im vermeintlich sicheren Süden aufgehalten. Da waren die Gefechte fern. Dennoch, die Fähigkeit die Sicherheitslage wirklich richtig zu bestimmen habe ich damals eigentlich fast jedem abgesprochen. Inklusive mir selbst. Dafür waren und sind es einfach zu viele Einflussfaktoren und die Antworten auf meine Fragen waren auch dementsprechend widersprüchlich.

Wie ist es schlussendlich zum Abbruch deines Praktikums gekommen? War es deine eigene Entscheidung oder wurdest du aufgrund der allgemeinen Sicherheitslage dazu aufgefordert? Welche Alternativen gab es für dich?

Das war eine sehr unangenehme Situation. Letztlich mache ich niemandem einen Vorwurf. Es war ja meine eigene Entscheidung ein Praktikum in einem Krisengebiet zu absolvieren. Das Risiko das es vorzeitig zu ende gehen konnte, bin ich damals eingegangen. Wahrscheinlich würde ich es auch wieder tun. Meine Entscheidung zu gehen und die Empfehlung von Seiten der GTZ dies zu tun kamen dann fast gleichzeitig. Die Sri Lankische Armee hatte mit einem Luftschlag ein Waisenhaus mit 60 Mädchen in die Luft gejagt. Als Begründung gaben sie an das die Mädchen dort zu Kindersoldaten für die LTTE ausgebildet werden sollten. Das war für mich persönlich der Schlussstrich. Ich beschloss so schnell wie möglich zu gehen. Auch um meinen verbleibenden dritten Monat

noch effektiv nutzen zu können. Ich habe mich dann auf Projekte in Indien beworben.

Während du auf Antwort aus Indien gewartet hast, hast du Bekanntschaft mit Marnie Latheef und ihrer Familie gemacht, die Du dann kurze Zeit später auf die Malediven begleitet und bei denen Du auch gewohnt hast. Wer sind die Latheefs?

Die Latheefs sind maledivische Menschenrechtsaktivisten in der dritten Generation und entschiedene Regimegegner. Marnie, ihre Schwester, Tante und viele andere Aktivisten wurden 2003 wegen der Teilnahme an einer Demonstration inhaftiert. Ihr Vater musste nach Sri Lanka fliehen und gründete im Exil die erste maledivische Oppositionspartei. Was auf den Malediven, die wir Europäer meist nur als Ferienparadies kennen, passiert ist unglaublich und entzieht sich fast komplett der Wahrnehmung der internationalen Gemeinschaft. Der Diktator Gayoom, der seit fast 30 Jahren die Präsidentschaft inne hat, ist sehr gut darin brisante Informationen im Land und Reporter draußen zu halten. Ich hatte mich in meinen letzten Tagen in Sri Lanka viel mit Maldivians unterhalten und dann Marnies Einladung angenommen mir das persönlich anzuschauen. Ich schuldete Prof. Bergmann eh noch eine qualitative Studie zum Thema Katastrophe. Das passte, bezogen auf die Menschenrechtssituation im Land, tragischer Weise perfekt.

Welche Konsequenzen hatte es für Dich bei Regimegegnern zu leben? Zu Menschenrechtsverletzungen zu forschen klingt unter diesen Umständen brisant. War das gefährlich?

Stimmt, das war nicht ganz ohne. Zuerst habe ich in Sri Lanka mit der Deutschen Botschaft gesprochen, auf den Malediven gibt es keine, und denen erzählt was ich vorhabe und bei wem ich dort leben würde. Die waren natürlich alles andere als begeistert, haben aber zugestimmt und versprochen ein Auge auf mich zu haben. Die erste Schwierigkeit bestand gleich zu beginn darin in's Land zu kommen. Ich reiste getrennt von Marnie an und gab als Grund meiner Reise den Besuch einer Freundin an, bei der ich auch wohnen würde. Jemand der sich bisher aus politischen Sachen rausgehalten hatte. Das hat funktioniert, aber knapp. Eigentlich wird man als Tourist in Male` direkt auf ein Speedboat verfrachtet und in das Resort gefahren das man gebucht hat. Einfach so Male` zu besuchen ist äußerst unüblich und wird nicht gerne gesehen. Touristen und Einheimische werden weitestgehend von einander getrennt. Ich hab dann die ersten Tage tagsüber den Touristen gespielt, mit Kamera und Hawaiihemd und abends mit Marnies Familie und Freunden gegessen und geredet. Unglaublich freundliche und herzliche subversive Elemente sind das!

Dort angekommen hast du dann für die Regierung gearbeitet. Wie hat sich das so schnell ergeben und wie war das für die Latheefs? Welches Projekt wurde dir dort zugeschrieben? Wie sahen deine Aufgaben aus?

Das kam allerdings mehr als überraschend. Der Freund eines Freundes hatte eine Consultant Company und bekam recht häufig Aufträge vom Maldivian Ministry for Construction & Public Infrastructure. Diesmal ging es darum innerhalb von zwei Wochen 45 Inseln abzufahren, demographische Daten aufzunehmen und die Beschädigung der kleinen Häfen durch natürliche Erosion und den Tsunami zu dokumentieren. Es sollte in einer ersten Studie festgestellt werden welcher Hafen für eine Überholung in Frage kommt. Erst hieß es ich solle lediglich Fotos schießen, beim nächsten Mal hatte ich bereits die Verantwortung für die komplette Datenerhebung inne. Wie immer auf den Malediven musste alles ganz schnell gehen...und ehrlich gesagt hatte ich nicht den Eindruck, dass der eine wirklich wusste was der andere eigentlich will. Ich hatte eine Nacht um mir ein Konzept zu überlegen und am nächsten morgen ging es um sechs aus's Speedboat. Mit dabei waren mein Vermessungsassistent und Dolmetscher Akram und der Direktor des Ministeriums. Hätte ich nicht in Sri Lanka gelernt konzeptionell zu arbeiten, ich wäre hoffnungslos untergegangen. Die Latheefs hatten nichts dagegen das ich für ein Ministerium arbeitete. Ganz im Gegenteil, die fanden es gut das ich etwas von ihrem Land sah und ein bisschen mitbekam wie die Malediven funktionieren.

Wider zurück in Male` hast Du angefangen Interviews zu führen und verschiedene Daten für deine Studie zu erheben. Wie darf man sich die Situation vorstellen? Der weiße James Bond und die Regimegegner, war es wirklich so spektakulär wie es zunächst klingt? Welche Konsequenz hatte deine Hautfarbe? Immunität? Oder war es eher gefährlich, sich als Ausländer in solchen Kreisen zu bewegen?

Der harte Kern der Aktivistenszene, also auch meine Gastgeber, werden oft beschattet. Das heißt, dass ihr Telefon abgehört wird, sie werden auf der Straße verfolgt und so weiter. Das habe ich selbst miterlebt. Klar dass ich da als Weißer sofort aufgefallen bin. Ich habe trotzdem jede Gelegenheit genutzt mich mit interessanten Leuten zu unterhalten. Und von denen habe ich durch Marnie eine Menge kennen gelernt. Wir Deutschen stellen immerhin knapp die Hälfte der Touristen die jährlich die Malediven bereisen. Negative Presse will da natürlich keiner. Von Immunität würde ich deswegen aber nicht sprechen.

Ein Event ist mir besonders im Ohr geblieben. Du wurdest auf eine Versammlung eingeladen, die an die Ereignisse vom 19. September 2003 erinnern sollte. Es geht um den tragischen Fall eines Gefangenen der

während seiner Haftzeit zu Tode kam. Wie war das auf dieser Veranstaltung? Sie wurde ja als friedliche Demo angekündigt. blieb es im Gegensatz zu den Vorjahren dieses Jahr dabei? Was genau kannst du über die Hintergründe sagen?

Zu Tode gekommen trifft es nicht ganz. Evan Naseem ist von Gefängniswärtern zu Tode geprügelt worden! In der folgenden Gefängnisrevolte sind dann noch einmal Männer erschossen worden. Das hat auf den Malediven die erste öffentliche Aufruhr erzeugt. In der Folge sind dann viele Menschen inhaftiert und gefoltert worden. Die Stimmung auf der Gedenkfeier war äußerst geladen. Es gab viele Ansprachen und als Höhepunkt ein Theaterstück das das Geschehene verarbeitete. Auch wenn ich kein Wort verstanden habe, die Rede von Evans Mutter hat mir eine Gänsehaut verpasst. Das war einfach nur krass! Ich glaube, das es in dem Moment nicht gekippt und die Lage eskaliert ist, ist nur ihr zu verdanken. Ich war der einzige Weiße unter etwa 5000 Maldivians an diesem Abend. Im Anschluss sind einige zu mir gekommen und haben mich gefragt wer ich sei. Ob ich Reporter sei oder für eine Human Rights Organisation arbeiten würde.

Die Tatsache das etliche Deutsche ihre Flitterwochen auf den Malediven verbringen ohne zu wissen das die nächste Insel in Sichtweite eine Gefängnisinsel ist, auf der gefoltert wird macht mich krank!

Zum Schluss bitte ich dich um ein kurzes Fazit. Würdest du es wieder machen? Welche Empfehlungen kannst du Studierenden geben, die sich für ein Auslandspraktikum bei einer NGO interessieren?

Für mich war das eine sehr wichtige Zeit. Das was ich erlebt habe ging weit über meine Erwartungen an diese Zeit hinaus. Ich habe erste Gehversuche in der praktischen Entwicklungszusammenarbeit gemacht und habe mich ein wenig orientieren können. Was will man mehr von einem Praktikum?!

Ich glaube die beste Adresse für Empfehlungen in Sachen Praktikum ist unser Praktikumsbüro. Wenn Du einen Tipp von mir willst: Möchte man ein Auslandspraktikum bei einer NGO, muss man einfach jede Möglichkeit der Kontaktaufnahme wahrnehmen. Am besten man lernt jemanden persönlich kennen. Geht das nicht, dann würde ich einfach anrufen und Emails schreiben. Zeigen das man es wirklich will. Klassisch eigentlich.

Das Interview führte Ina Otte



Soziale Ungleichheit in der Weltgesellschaft. Grundbegriffliche Analysen

von Bettina Mahler

Betreuer: Prof. Bettina Heintz, Prof. André Kieserling

Als Kollegiatin am Graduiertenkolleg „Weltbegriffe und globale Strukturmuster“ beschäftige ich mich naturgemäß mit dem Thema Weltgesellschaft; und wenn ich mein Dissertationsprojekt innerhalb der Weltgesellschaftsforschung etwas allgemeiner einordnen sollte, ohne gleich in die Details meiner Spezialfragestellung einzusteigen, dann würde ich sagen: Ich beschäftige mich mit einem Folgeproblem der Tatsache, dass die Soziologie erst sehr spät zu der Einsicht gekommen ist, die moderne Gesellschaft sei Weltgesellschaft. Das bedeutet nämlich, dass ihre Grundbegriffe in zu enger Bindung an den Nationalstaat ausgearbeitet worden sind, und zwar an den Nationalstaat vom Zuschnitt westlicher Industrieländer. Heute ist man sich unter Soziologen zwar darüber einig, dass die größte soziale Einheit ein globales Sozialsystem ist. Für viele Begriffe ist jedoch nicht ohne weiteres ersichtlich, wie sie sich in den Rahmen einer Theorie der Weltgesellschaft oder eines sonstwie benannten globalen Sozialsystems einfügen würden, die dieser Einsicht Rechnung trägt.

In meiner Dissertation beschäftige ich mich mit einem Grundbegriff, für den genau dies gilt, und zwar mit Begrifflichkeiten, die Tatbestände der sozialen Ungleichheit, der Schließung, der Schichtung, der Klassenbildung treffen sollen. Je nach theoriespezifischen Vorgaben kann nämlich der Nationalstaat Klassenspaltungen ausbilden oder können umgekehrt Klassenspaltungen nationalstaatliche Grenzen transzendieren. Diese Alternative ist aber nur in wenigen Klassentheorien auch reflektiert. Der marxistische Klassenbegriff ist ein Beispiel für eine reflektierte Differenz von nationaler und globaler Klasse: Erst rechnete man mit einer internationalen Solidarität der Arbeiter; dann musste man den Sozialismus in einem Lande oder in einem Block ausrufen. Bourdieu dagegen hat über Distinktion nur mit Bezug auf Frankreich nachgedacht – und stets hinzugefügt, dass seine Beschreibung der Methode nach auf andere Nationalstaaten anwendbar sein solle. Auszuprobieren wäre aber, ob daneben auch globale Distinktion denkbar ist. Zahlreiche weitere Beispiele ließen sich hier anfügen.

Insgesamt haben wir also in der Soziologie eine sehr lange Tradition des Nachdenkens über soziale Ungleichheit und ein in sich sehr differenziertes Vokabular dafür; allein bezieht sich dieses in überwiegendem Maße auf ein-

zelne Nationalstaaten. Die heute aktuellen Theorien der Weltgesellschaft wiederum wie die Systemtheorie oder der Neoinstitutionalismus haben sich bisher – vielleicht nicht von ungefähr – nicht sonderlich um einen eigenen Begriff globaler Ungleichheit bemüht. Dass das Thema in absehbarer Zukunft, wie zweifellos allein angemessen, im Rahmen einer Theorie der Weltgesellschaft und nicht des einzelnen Nationalstaats betreut werden kann, dazu soll meine Dissertation einen Beitrag leisten.

Wo liegen mögliche Ansatzpunkte für einen solchen Beitrag? Eine Möglichkeit bestünde darin, an die wenigen Theorien oder Modelle globaler Ungleichheit anzuknüpfen zu versuchen, die es ja immerhin auch gibt – von den frühen Imperialismustheorien à la Luxemburg oder Bucharin über den Begriff des Welterschichtungssystems von Peter Heintz bis hin zur Dependenztheorie und Wallerstein. Diese Theorien haben allerdings in so zentralen Punkten Defizite gezeigt, dass es sinnvoll erscheint, sich an das herkömmliche, mit nationaler Referenz ausgearbeitete Vokabular zu halten. Mein Dissertationsprojekt besteht mithin in dem Versuch, eine Reihe ausgewählter Klassen- oder Schichtbegriffe exemplarisch auf ihre globalen Bezüge hin zu befragen, wobei bisher die Theorien von Parsons, Bourdieu, Luhmann, Davis/Moore im Vordergrund stehen. Eine zweite Entscheidung bezieht sich auf den Umfang dessen, was ich von einer nationalen in eine globale Referenz zu übersetzen versuche. Hier orientiere ich mich nicht primär an der jeweiligen Gesamtheorie, sondern frage nach globalen Bezügen oder globalen Äquivalenten einzelner Komponenten. Um das kurz zu erläutern:

Das Vokabular der sozialen Ungleichheit besteht aus einer Vielzahl von Begriffen, die die Klassen oder die soziale Ungleichheit der modernen Gesellschaft durch eine jeweils andere Auswahl von Merkmalen definieren. Zwischen diesen Begriffen gibt es allerdings Überschneidungen in dem Sinne, dass dieselben Einzelmerkmale in verschiedenen Theorien betont werden, wobei jeweils andere Kombinationen und/oder Gewichtungen gewählt werden. Man könnte das soziologische Vokabular der Schichtung und Klassenbildung also durch einen Pool von Merkmalen beschreiben, zu denen etwa die Bündelung verschiedenartiger Vorteile (hohes Einkommen, gute Heilungschancen im Krankheitsfall, hoher Bildungsstand etc.) oder Nachteile (niedriges Einkommen etc.) gehört, des weiteren soziale Vererbung, Ausdifferenzierung klassenspezifischer Verkehrskreise, Distinktion etc.

Angesichts dieser Vorbereitung des Themas kann man unterschiedlich verfahren. Man kann sich von der Einheit eines komplexen Klassenbegriffs leiten lassen und diesen als ganzen zu übersetzen versuchen, also nach den globalen Äquivalenten für den Zusammenhang mehrerer Merkmale fragen. Dies ist freilich schon den marxistischen

inspirierten Denkern nicht gelungen. Bei Immanuel Wallerstein etwa verschiebt sich der Akzent von dem ökonomisch definierten Antagonismus zwischen den Klassen zu einer politischen Machtdifferenz in einer Weise, dass die Deckung durch Marx nicht mehr gegeben ist. Oder – und dies ist die von mir gewählte Variante – man kann einen Atomismus des Einzelmerkmals bevorzugen, also die Frage nach der globalen Relevanz des klassentheoretischen Vokabulars so stark zerlegen, dass globale Übersetzungen zunächst nur für einzelne Merkmale gesucht werden. Zugunsten dieser Strategie spricht, dass es extrem unwahrscheinlich ist, dass Übersetzungen für ganze Bündel von Merkmalen in konsistenter Weise gelingen oder misslingen – dafür unterscheiden sich nationale und globale Referenzen der einzelnen Komponenten zu stark. Für klassenspezifische Verkehrskreise etwa mögen nationalstaatliche Grenzen in anderer Weise relevant sein als für einen erwarteten Zusammenhang von Berufsposition und Einkommen. Überdies hat diese Strategie den Vorzug, in jedem ihrer Schritte kontrollierbar zu bleiben. Dem entspricht freilich der Nachteil, dass sie sich nicht mehr als globale Übersetzung kompletter (und komplexer) Theorien verstehen lässt.

In den verbleibenden Abschnitten möchte ich den allgemein gehaltenen Stil meiner bisherigen Darstellung verlassen und an einem konkreten Beispiel skizzenhaft vorstellen, wie diese Suche nach globalen Äquivalenten einzelner klassentheoretischer Komponenten aussehen kann.

Es handelt sich dabei um ein Motiv, für das Schumpeter die schöne Formulierung gefunden hat: Die Familie sei das Atom der Klasse. Das heißt, die Familie ist die letzte, nicht weiter auflösbare Einheit der Klasse oder der Schicht; Klassengrenzen können nur zwischen Familien verlaufen, aber nicht durch sie hindurch. Schumpeter selbst hat es bei der schönen Formulierung belassen, aber umso gründlicher wurde dieser Gedanke später von Talcott Parsons ausgeführt. Das Familienleben, so seine These, könne nur funktionieren, wenn alle Familienmitglieder denselben gesellschaftlichen Status haben und bezüglich ihrer Klassenzugehörigkeit Gleiche sind. Es scheint sinnvoll, aus dem Gesamtzusammenhang der klassentheoretischen Überlegungen von Parsons nur dieses eine Motiv herauszugreifen, um es auf seine globalen Bezüge hin zu befragen, denn es sticht in seiner Überzeugungskraft und auch seiner Eleganz gegenüber dem Rest der Theorie deutlich hervor. Die klassentheoretischen Merkmale, die Parsons daneben auch noch behandelt, werden wiederum von anderen Autoren überzeugender ausgeführt und dementsprechend in meiner Dissertation auch anhand dieser Autoren diskutiert. Das gilt etwa für die bei Parsons wie auch bei Davis und Moore vorhandene Vorstellung, dass zwischen Ungleichheit, insbesondere Ungleichheit des Einkommens, und individueller Leistung ein Zusammen-

hang bestünde. Hier liegen die besseren Argumente eindeutig auf der Seite von Davis und Moore, und deswegen dürfen sie diesen Gedanken innerhalb meiner Dissertation auch repräsentieren.

Auf welche Phänomene oder auf welche Erkenntnisse aber stößt man, wenn man nach globalen Äquivalenten für die „Atomtheorie“ der Familie sucht? Man erkennt ziemlich schnell, dass sie die Möglichkeit bietet, ein in der Forschung über globale Ungleichheit allbekanntes Phänomen neu zu interpretieren: die besondere Rolle des Nationalstaates. Kaum ein Autor in diesem Bereich versäumt es darauf hinzuweisen, dass die Ungleichheit innerhalb von Nationalstaaten im Weltdurchschnitt ungleich geringer sei als die Ungleichheit innerhalb der gesamten Weltbevölkerung. Globale Ungleichheit scheint die Form einer Ungleichheit zwischen Nationalstaaten, grob gesagt, zwischen Entwicklungs- und Industrieländern anzunehmen. Genau die Einheit, die in der ursprünglichen Fassung der Theorie die Bezugseinheit der Klasse darstellt, wird also in globaler Perspektive selbst zu so etwas wie einem Atom der „Klasse“ oder der Ungleichheitsstruktur.

Nachdem also als globales Äquivalent der Familie der Nationalstaat identifiziert ist, stellt sich die Frage, ob und wie sich diese Beobachtung weiter ausbauen lässt. Handelt es sich nur um eine zufällige Koinzidenz, oder gibt es eine konsistente Parallele zwischen Nationalstaat und Familie? Lässt sich ein Vergleich zwischen diesen beiden sozialen Einheiten so durchführen, dass sich aus einer klassentheoretisch informierten Soziologie der Familie, wie man sie etwa bei Parsons findet, Aufschlüsse über die Rolle des Nationalstaates im Kontext globaler Ungleichheit gewinnen lassen? Auch an dieser Stelle erweist sich die Theorie von Parsons als vorteilhaft. Denn sie weist Nationalstaat (bzw. präziser: Nation) und Familie als denselben allgemeinen Typ von Sozialsystem aus: Beides sind Gemeinschaften, d.h.: beide kennzeichnet ein besonderer Ortsbezug („residence“, die familiäre Wohnstätte bzw. das nationalstaatliche Territorium); und beide realisieren in ihren Handlungsstrukturen dieselbe Kombination von *pattern variables* (nämlich: Kollektivorientierung, Partikularismus, Affektivität, Diffusität sowie, wie schon gesagt, Askription).

Mithilfe dieser Begrifflichkeit, die Familie wie auch Nationalstaat trifft, lassen sich eine ganze Reihe gemeinsamer Merkmale von Nationalstaat und Familie zutage fördern, zu denen vielleicht an erster Stelle die askriptive Zugangsregelung gehört: Familienmitglied und Staatsbürger wird man mit Geburt. Eine Art quasi-familiärer Zuständigkeit des Staates in Fällen von Entführung; die Art und Inszenierung von Hilfsmaßnahmen in Katastrophenfällen, Konkurrenzrepression durch Zölle im Innern etc. auf der einen Seite und das gemeinsame Mittagessen, die Haushaltskasse oder die Kinderaufzucht auf der anderen Seite

zeigen, dass Vokabeln wie Solidarität, Fürsorge, Kollektivorientierung, „Teilen“, Verantwortlichkeit etc. den modernen Nationalstaat und die Familie gleichermaßen treffen. Diese Zuständigkeit bezieht sich aber nur auf die je eigene „Sippe“; ihr entspricht die Nichtzuständigkeit für den Rest der Bevölkerung bzw. Weltbevölkerung. Eine Mutter, die ihre mütterlichen Impulse nicht auf ihre Kinder beschränkt, gilt schnell als absonderlich – und ebenso auch der Nationalstaat, der sich der Erwartung einer nur partikularistischen Solidarität entzieht und seinen Bürgern sagt, jetzt hätten sie erst mal genug bekommen und jetzt seien erst mal die wirklich Mühseligen und Beladenen dieser Welt am Zug (sosehr daneben die Entwicklungsdifferenzen zwischen verschiedenen Ländern auch beklagt werden und so viele Konferenzen zu ihrer Behebung es daneben auch geben mag). Oder: so unangemessen es in heutigen Ohren klingen mag, wenn man sagt, die Liebe innerhalb der Familie finde ein Äquivalent in der Liebe zur Nation – immerhin hat sich die Nation in ihrem Mobilisierungspotential der internationalen Arbeiterbewegung gegenüber als in hohem Maße überlegen erwiesen.

Von erheblicher Bedeutung dürfte schließlich sein, dass Familie und Nationalstaat innerhalb der (welt-)gesellschaftlichen Ordnung eine gewisse Unantastbarkeit besitzen. Nationalstaaten sind durch die Institution der Souveränität gegen Eingriffe von außen abgeschirmt, und die Familie steht in den meisten Nationalstaaten unter besonderem staatlichem Schutz. Ausnahmen von dieser Regel setzen hier wie dort extreme Fälle von Menschenrechtsverletzungen voraus. Als Zubringer eines askriptiven Zugangs zu Vorteilen und Nachteilen sind damit sowohl der Nationalstaat als auch die Familie alternativenlos. So offensichtlich beide ein erhebliches Schärfflein zur sozialen Ungleichheit beitragen, so wenig sind sie eben deswegen auch politisierbar. Nicht einmal im real existierenden Sozialismus hat man erwogen, die Kinder von ihren Eltern zu trennen und durch gleiche Sozialisation in Organisationen ihre Herkunft zu neutralisieren; und auch hat sich – trotz massiver Proteste gegen globale Ungleichheit, gegen multinationale Unternehmen, gegen wirtschaftspolitische Absprachen etc. – bisher keine Protestbewegung des Prinzips der Nationalstaatlichkeit selbst angenommen und zum Misstand erklärt, dass jeder bei Geburt einem Nationalstaat zugeordnet wird, ohne selbst dabei ein Wort mitreden zu können.

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
der Fakultät für Soziologie
Ausgabe 3, SoSe 07

Redaktion:
Hanna Irabi,
Matthias Leanza,
Thorben Mämecke
Christopher Müllenhof,
Ulf Ortmann,
Ina Otte,
Lena Weber

Mitarbeit:
Katharina Lohmann

Layout: Gavino Podeyn, (Utz Riehl)

Dank:
Hertz 87,9
Universitätsarchiv: Martin Löning

Druck:
Druckerei & Verlag
Kurt Eilbracht GmbH&Co. KG
Gohfelder Straße 45
32584 Löhne

Auflage:
1000 Stück

Zuschriften:
c/o Fachschaft Soziologie,
Universität Bielefeld,
Postfach 100131,
33501 Bielefeld
sozusagen.soziologyen.org
sozusagen@gmx.de

Kontoverbindung:
Sparkasse Bielefeld
Kontoinhaber:
Ina Otte
Kontonummer:25658949
Bankleitzahl:48050161

Bei Nichterscheinen durch höhere
Gewalt oder Streik kein
Entschädigungsanspruch.

IT'S GETTING COLD...

*„Also pass auf!
Denn das Wichtigste ist,
dass das Feuer nicht aufhört zu brennen
Denn sonst wird es ganz bitterlich kalt
Ja, die Flammen im Herzen,
Die sind durch nix zu ersetzen
Darum halt sie am Laufen mit aller Gewalt!!“*

von Hanna Irabi

Wovon der geläuterte HipHopper Jan Delay in diesen Zeilen aus seinem Song „Feuer“ singt? Er bringt auf den Punkt, was Viele in letzter Zeit verstärkt beklagt haben: Der Wind im Schlaraffenland Deutschland dreht sich. Statt wärmer und behaglicher wird es zunehmend kälter, beispielsweise wird das Wort „Wohlstandsstaat“ häufig nur noch mit verächtlich hochgezogener Augenbraue ausgesprochen.

Deutschland versteht sich als Sozialstaat und ist als solcher dadurch gekennzeichnet, dass er soziale Sicherheit und soziale Gerechtigkeit herstellen und seine Bürger vor Notlagen schützen sowie Hilfe anbieten soll. Das geschieht durch gesetzlich geregelte Krankenversicherung, Rentenversicherung, Unfallversicherung, Pflegeversicherung und Arbeitslosenversicherung.

Nun werden diese Institutionen immer mehr abgebaut. Spätestens seit den neuesten Versuchen zur Reformierung des Sozialstaates- sprich Hartz IV-Gesetz, Riesterrente, Einführung der Studiengebühren, Erhöhung des Rentenalters – ist die Rede davon, dass sich aus dem ehemaligen „welfare state“ Deutschland immer stärker ein „workfare state“ entwickelt. Das bedeutet, dass die Bedarfsgerechtigkeit immer mehr durch Leistungsgerechtigkeit ersetzt wird; nicht der Bedürftige erhält genug, sondern derjenige der viel leistet, erhält mehr.

Ein paar Fakten: Experten sprechen davon, dass Hartz IV Armut bis in die Mitte der Gesellschaft normal werden lässt und somit auf lange Sicht eine Angleichung an US-Amerikanische Verhältnisse stattfindet. Die Schere geht also immer weiter auseinander. Dazu kommt eine wachsende Verunsicherung und Entwurzelung der arbeitenden Bevölkerung, denn anders als vor 50 Jahren ist heute ein Job keine Garantie mehr für morgen. Nun definiert sich die heutige Gesellschaft mehr denn je durch Arbeit, wer arbeitslos ist, wird stigmatisiert, fühlt sich oft nutzlos und ausgegrenzt.

Der Staat spricht von „Eigenverantwortung“ - aber ist das nicht in Wirklichkeit Verantwortungsabgabe? Die soziale Sicherung jedenfalls wird schrittweise verringert. Kein Wunder also, dass die Unzufriedenheit groß ist, aber

eins sollte bei diesen Überlegungen ins Gedächtnis gerufen werden: Der Staat war nie zuvor so sozial wie im 20. Jahrhundert.

Erst mit der Einführung der sozialstaatlichen Gesetzgebung durch Bismarck Ende des 19. Jahrhunderts begann die heutige Entwicklung. In den Jahren des Aufschwungs (vor allem 70er und 80er des 20. Jahrhunderts) wurde der Staat zunehmend zu einer Quelle der Sicherheit und Unterstützung für seine Bürger.

Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten an diesen Standard gewöhnt und sträuben uns gegen seinen Abbau - zu Recht. Denn durch eine andere Finanzpolitik von Bund und Ländern würde sich die aktuelle Entwicklung zu Lasten der Bürger mit großer Wahrscheinlichkeit abdämpfen lassen.

Für meine Begriffe ist es jedoch (mindestens) genauso Anlass zur Sorge, was sich jenseits der staatlichen Regelungen, in den Köpfen der Menschen abspielt:

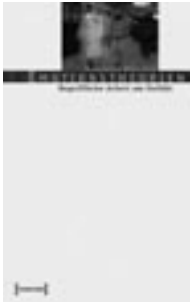
Pisa deckte auf, dass die Herkunft in Deutschland entscheidender denn je für Bildungs- und Aufstiegschancen ist. In Zusammenhang mit der Einführung der Studiengebühren ergibt das ein klares Bild: Wer von oben kommt, bleibt oben oder hat es zumindest leichter; wer aus einer weniger gebildeten Familie kommt, hat die besten Chancen, nicht aufzusteigen.

Man merkt die soziale Kälte aber auch in Alltagskleinigkeiten: etwa in der Ausgrenzung Obdachloser, die wie Luft behandelt werden. Überhaupt sind wir eher eine „Wegguck-Gesellschaft“, aufgespaltet in viele Parallelgesellschaften, als eine einheitliche „Gesellschaft“.

Alarmierend ist in diesem Kontext auch die robotermäßige Etikettierung die jeder von uns täglich vornimmt und mit sich vornehmen lässt: Wir stecken andere nach Habitus und Aussehen in eine Schublade (Ökotrilla, langweiliger Normalo, Emo-Typ...) und werden ebenso bäugt und etikettiert.

Das ist verletzend, denn die meisten Menschen wollen durch ihre Ausdrucksformen schließlich als Individuum wahrgenommen werden.

Etwas mehr Menschlichkeit würde keinem von uns schaden...



**Alexander
Kochinka:
Emotionstheorien-
Begriffliche Arbeit
am Gefühl.**

Haben Sie sich schon mal gefragt, was der Unterschied zwischen einem Gefühl und einer Stimmung ist? Oder zwischen einer Empfindungen und einem Gefühl? Das sind einige der Fragen, mit denen sich der Psychologe Alexander Kochinka in seinem 2004 erschienen Werk „Emotionstheorien“ beschäftigt. Entstanden aus dem Wunsch, eine Vergleichsbasis und Systematisierung zu schaffen, da die verschiedenen Emotionstheorien alle Verschiedenes unter einer „Emotion“ verstanden und daher „heterogen, scheinbar beziehungslos“ (s. Klappentext) neben einander standen. „Wovon also handelt die Wissenschaft, wenn sie sich mit Gefühlen beschäftigt?“ fragt Kochinka und nähert sich dieser und anderen Fragen auf den folgenden 300 Seiten in liebevoller Kleinstarbeit.

Einführend klärt er auf, dass die verschiedenen Emotionstheorien sich nicht unbedingt auf exakt auf den selben Gegenstand beziehen (13) - das mache sie so schwer vergleichbar- und versucht sich schließlich an einer Systematisierung der verschiedenen Theorien.

Im ersten Kapitel beschäftigt sich Kochinka mit verschiedenen Fragen zur genaueren Bestimmung des Gegenstandes: Wie lange dauert das Gefühl an? Ist es angeboren oder gelernt? Kann man zwischen einfachen und komplexen Gefühlen unterscheiden? Dabei erfährt man allerlei Interessantes; beispielsweise, dass Gefühle wie Neid oder Scham mit Sicherheit nicht angeboren sind, da Kinder sie nicht von Anfang an verspüren sondern sie erst erwerben.

All dies dient zur Annäherung und Begriffsbestimmung, denn der Begriff „Gefühl“ wird im Alltag recht schwammig verwandt. Dies zeigt auch der nächste Teil. Hier wird das bereits gewonnene Verständnis von anderen psychologischen Konstrukten, wie Motivation, Stimmung oder Empfindung, abgegrenzt. Diese im Alltag oft konfundierten Begriffe haben zwar Berührungspunkte, bezeichnen aber keinesfalls das Gleiche. So klärt Kochinka den Leser auf, dass Stimmungen Gefühle sind, die sich nicht oder nicht mehr auf ein Objekt richten. Außerdem dauern Stimmungen länger an und sind weniger intensiv. Stimmungen, so Kochinka, können zum Gefühlen werden und Gefühle zu Stimmungen: „So ist eben leicht vorstellbar, dass

eine Stimmung zum Gefühl wird: etwa eine („grundlose“) heitere Stimmung, die nach einem Blick in den Himmel zur Freude über das schöne Wetter wird.“(65).

Glücklicherweise untermalt Kochinka diese analytischen Unterscheidungen mit einleuchtenden Beispielen, so dass auch feinere theoretische Unterscheidungen, die er trifft, dem Leser verständlich werden. Auch wenn Kochinkas Überlegungen zu großen Teilen auf alltäglichen Überlegungen beruhen, bergen sie den einen oder anderen Aha-Effekt.

An einigen Stellen bleibt dieser Effekt leider aus, so etwa als Kochinka erläutert, dass Gefühle Menschen zum Handeln veranlassen können aber nicht müssen (139). Dieses Phänomen hat wenig Neuigkeitswert, kennt doch jeder das von Kochinka beschriebene Szenario, eine Abneigung oder heimliche Liebe für sich zu behalten.

Schließlich stellt Kochinka sieben Thesen auf, in denen er die vorangegangenen Überlegungen zusammenfasst und zuspitzt.

Während das erste Kapitel helfen soll, die Sensibilität für den Begriff „Gefühl“ zu erhöhen und eine Begrifflichkeit liefern soll um die folgende Diskussion um Emotionstheorien zu ermöglichen, werden im zweiten Kapitel so genannte „Relektüren“ der bekannten Emotionstheoretiker Charles Darwin, Wilhelm Wundt und William James vorgenommen. Jedem dieser Urgesteine der Psychologie ist ein eigenes Kapitel gewidmet, welches ihre Theorien anschaulich beschreibt und so auch unerfahrenen Lesern zugänglich macht.

Besonders die Darwinschen Theorien erweisen sich als überaus interessant, manchmal erheiternd aber immer unterhaltsam. Seine Methoden waren so einfach wie gewitzt: Nicht nur, dass er Kinder als Forschungsobjekt empfahl, da sie seiner Meinung nach über „reine, unverfälschte“ (147) Gefühle verfügen. Weiterhin ließ er das Photo eines alten Mannes von „mehr als zwanzig Personen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts“ (147) auf den zu erkennenden Gesichtsausdruck beurteilen. Dieser war jedoch nicht natürlich, sondern künstlich erzeugt, indem gewisse Muskeln im Gesicht elektrisch gereizt wurden. Dies mutet abenteuerlich, möglicherweise schmerzhaft, aber vor allem einfallsreich an.

Leider ist Kochinkas Sprache streckenweise wenig klar und etwas geschraubt- das Lesen erfordert also Konzentration. Großes Plus: Kochinkas Systematisierung bringt etwas Klarheit in den „Wust“ aus Emotionstheorien.

von Hanna Irabi

**Kochinka, Alexander:
Emotionstheorien. Begriffliche Arbeit am Gefühl.
Transcript Verlag, Bielefeld, 2004
306 Seiten. ISBN 978-3-89942-235-1
Preis: 29,80 €**



**Ulla Hahn:
Unscharfe
Bilder.**

Hans Musbach, ein gepflegter alter Herr, steht an seinem Fenster in einer Hamburger Seniorenresidenz und sieht auf die Elbe, den breiten Fluss, auf dem im Sommer gegen Mittag viele Segelboote und Schiffe, große Lastkähne treiben, wie jeden Tag. Doch an diesem Tag wird ihm seine Tochter Katja den Katalog einer Ausstellung mitbringen, die in Hamburg gezeigt wird: „Verbrechen im Osten“. Die Bilder der Ausstellung werden zum Ausgangspunkt einer langen und schwierigen Debatte zwischen Vater und Tochter.

Zunächst zwingt Katja ihren zweiundachtzigjährigen Vater, den pensionierten Oberstudienrat, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Es scheint, als hole sie einen Prozess nach, den die Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre längst angestoßen hatte und das penetrante Nachhaken der Tochter, auch Lehrerin, hat selbst etwas Ewig-Gestriges nach fast fünfzig Jahren des Schweigens. Doch das Ringen um die Erinnerung, die eigene Geschichte, die doch stets nur im Zusammenhang mit der Geschichte des Nationalsozialismus zu verstehen ist, gestaltet sich komplexer, als man es sich vielleicht vorgestellt hat: nicht nur der auf historische Korrektheit bedachte Altphilologe muss seine Position hinterfragen, wenn er im Gespräch Massenerschießungen als „Maßnahmen der Sonderkommandos“ bezeichnet und daraus der frühere Wehrmachtssoldat spricht. Denn in dem Maße, wie für den Vater das Erzählen zur Qual wird, muss auch Katja sich bemühen, nicht nachzugeben und „sei’s, wie es ist!“ zu rufen, bevor die Bilder, die der Vater mit ihr teilt, auch sie nicht mehr zur Ruhe kommen lassen und das Bild des humanistisch gebildeten, gütigen Vaters tief erschüttern. Und so ist es am Ende der Greis, der darauf besteht, der Tochter auch sein eigenes „Bild“ von seinen Jahren bei der Wehrmacht zum Vergleich hinzuhalten und schließlich seine Geschichte ganz zu erzählen, bis nicht mehr die Evidenz einer unscharfen Fotografie ins Gewicht fällt, sondern die geteilte Erinnerung.

Dabei hat Musbach kein persönliches Interesse an dem „Schlussstrich“ unter der deutschen Geschichte, noch lässt die Tochter zu, dass er zum Vertreter eines Volks von Opfern wird. Doch das Beeindruckende an Ulla Hahns Roman ist, dass die verschiedenen Perspektiven des alten

Vaters und der Tochter, aber durch die Erinnerung auch die Stimme des jungen Soldaten neben- und nacheinander existieren. So kommunizieren sie und ergänzen sich gegenseitig, indem sie gemeinsam zu Wort kommen. Es ist die Frage von Verantwortung, die sie sich gegenseitig stellen: der Befehlen gehorchende Soldat, der Lehrer, der seine Aufgabe darin sah, kritisches Denken zu vermitteln, die Tochter, die auf ihrem Recht zu fragen beharrt, auch wenn es nicht immer ein Recht auf eine Antwort geben mag – bis sie erkennen, dass die Verantwortung darin besteht, zu erzählen, um der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen.

von Mariana Bitz

**Hahn, Ulla:
Unscharfe Bilder.
Deutscher Taschenbuch Verlag, 2005 Berlin.
288 Seiten. ISBN 3-423-13320-1.**

Preis: 9,30 Euro.

Autopoesie



Kunstvoller Abgang: Die zynische Inszenierung:

„Unter der Bedingung, den Totenschädel in Hamlet zu spielen, vermachte 1955 Juan Poto-machi 45.000 Euro an das Theater Teatro Dramatico“

Tattera, Patricia (2006): Einfach die Welt verändern - 50 kleine Ideen mit großer Wirkung. München, Zürich: Pendo. (Orig. 2004). Seite 47

7117	
Fakultät für Soziologie, Sommersemester 2007	
30 00 83	Lektürekurs "Das Kapital" von Karl Marx 0 2 SWS ; Fr 06.04.2007-13.07.2007 10-12 in R2
30 00 79	Herbert Spencers "Militärischer Gesellschaftstypus" und die Kriegsgesellschaften S 2 SWS ; Mo 18-20 in S2-107
30 00 73	Interaktion, Organisation, Gesellschaft am Beispiel Politik 0

„VIELLEICHT IST DAS LEBEN KEIN GLÜCKSPIEL, ABER DIE INTERAKTION IST ES.“

GOFFMAN, ERVING (2006): WIR ALLE SPIELEN THEATER - DIE SELBSTDARSTELLUNG IM ALLTAG. MÜNCHEN. PIPER. SEITE 222.

Liebe ist der Trost für alle Mittelmäßigen (also für alle!), die nichts anderes im Leben erreichen können.

Niklas Luhmann

„Bei einem längeren Vortrag während einer der freien Seminare von Adorno in den 68er Jahren, streckte einer der Kursteilnehmer am Ende des Seminars aus um eine Frage zu stellen. Er wurde dran genommen und fragte: Können sie das noch mal in ihren eigenen Worten sagen?“

André Kieserling

„In der Nullstellung liegt [...] nicht die Schwäche, sondern die Stärke des Fernsehens. Sie macht seinen Gebrauchswert aus. Man schaltet das Gerät ein um abzuschalten. (Aus diesem Grund ist übrigens das, was Politiker für Politik halten, absolut fernsehtauglich. Während der bedauernswerte Minister sich einbildet, die Ansichten und Handlungen des Zuschauers zu beeinflussen, befriedigt die semige Leere seiner Äußerungen nur das Bedürfnis des Publikums, von Bedeutungen verschont zu bleiben).“

Enzensberger, Hans Magnus (1983): Der Triumph der Bild-Zeitung oder Die Katastrophe der Pressefreiheit S. 133-157 in: Glotz, Peter (Hrsg.): Baukasten zu einer Theorie der Medien - kritische Diskurse zur Pressefreiheit. Frankfurt a.M.: ex Libris Kommunikation - Fischer. Seite 155.





Mein Name:

MARTIN DIEWALD

Ich wohne in:

U4-234

Meine Email lautet:

MARTIN.DIEWALD@UNI-BIELEFELD.DE

Meine Sprechstunde:

MONTAG 14-15 UHR

Ich bin:

ZIEMLICH ZUFRIEDEN MIT DEM, WIE ES GERADE LÄUFT, AUCH WEIL ES IMMER ETWAS GIBT, WAS ICH NOCH TUN WILL, UND WENN ETWAS GERADE NICHT OPTIMAL LÄUFT IST ES MITUNTER INTERESSANT SICH AUCH DARAN ZU REIßEN.

Letzt gesehener Film:

THE FOUNTAIN.

Ich bin nicht:

BEREITS ZUR RUHE GEKOMMEN.

Als ich Kind war, wollte ich immer sein wie:

BERNHARD GRZIMEK, ICH WOLLTE GENAU WIE ER DIE TIERWELT RETTEN.

Früher dachte ich:

ES GÄBE EINEN TOLLEN, EINFACHEN TRICK, WIE MAN GLÜCKLICH LEBEN KÖNNTE, EINE ART SCHALTER, DEN MAN EINFACH UMLEGEN KANN, UND AB DA LÄUFT ALLES PRAKTISCH WIE VON SELBST.

Heute weiß ich:

DER WEG IST DAS ZIEL. KLINGT BANAL, IST ES ABER NICHT.

Dieses Land braucht mehr:

GELASSENHEIT, MEHR SPASS UND MEHR ENERGIE.

Dieses Land braucht nicht:

DIESE TYPISCHE „GERMAN ANGST“.

Das Gute am Erwachsenwerden ist:

DASS MAN SICH WIRKLICH ENTWICKELN KANN, DASS NICHT ALLES MIT DEN GENEN UND DEN KINDHEITSERFAHRUNGEN FESTGELEGT IST. ICH DENKE AUCH, DASS ES MIR HEUTE BESSER GEHT, DASS ICH EIN RUNDERES LEBEN HABE ALS IM JUGENDLICHENALTER, ICH HABE KEINE WIRKLICHE SEHNSUCHT ZURÜCK.

Das Schlechte am Erwachsenwerden ist

DASS ICH BIS ETWA 30 DACHTE, ICH KÖNNTE JE DERZEIT WAS GANZ ANDERES MACHEN (WEINHÄNDLER ZU WERDEN WAR DAMALS ZUM BEISPIEL EINE ERNSTHAFTE ÜBERLEGUNG), DIESE FREIHEIT HABE ICH HEUTE NICHT MEHR, WENN AUCH TEILWEISE AUS DURCHAUS SCHÖNEN GRÜNDEN WIE ETWA DEM, DASS ICH EINE NACH HEUTIGEN MASSSTÄBEN FAST SCHON GROßFAMILIE HABE. ABER DAS GEFÜHL, ALLES EVENTUELL AUCH KURZFRISTIG ANDERS MACHEN, ETWAS KOMPLETT NEUES ANFANGEN ZU KÖNNEN IST WEG. DAS FINDE ICH SCHADE.

Dinge, in denen ich gut bin: DAS KANN ICH NICHT REANTWORTEN, DASS MÜSSEN ANDERE BEURTEILEN.

Dinge, die ich nicht mag: VERANTWORTUNGSLOSIGKEIT, LAHMHEIT, PHANTASIELOSIGKEIT, BEWUSST ANDEREN WEH ZU TUN.

Für mich ist das Interessanteste an der Soziologie:

DAS IST RELATIV EINFACH. DAS MAN BEGREIFEN LERNT, WIE ABHÄNGIG MAN VON DER SOZIALEN UMWELT IST, WIE STARK MAN BEEINFLUSST WIRD VON ANDEREN, OHNE DASS ES EINEM WIRKLICH BEWUSST IST. MAN AHNT ZWAR, DASS MAN SICH BESTIMMTEN REGELN NACH VERHÄLT, ABER WIE STARK EINEM DAS ZUR ZWEITEN HAUT WIRD, DIESE ERKENNTNIS BEKOMMT MAN IM SOZIOLOGIESTUDIUM. DAS WAR FÜR MICH DIE GROßE ENTDECKUNG, ICH WOLLTE EIGENTLICH STADTPLANER WERDEN, WEIL ICH DACHTE WENN MAN WEIß WIE DIE UMWELT FUNKTIONIERT, KANN MAN SIE AUCH FORMEN, ABER WENN MAN ERST SOZIOLOGIE STUDIERT, DANN MERKT MAN WIE SCHWER ES IST SOLCHE DINGE ZU BEGREIFEN UND WIE SCHWER SIE ZU ÄNDERN SIND. FEUER GEFANGEN HAB ICH BEIM THEMA SOZIALE NETZWERKE, DASS ZIEHT SICH ABER AUCH DURCH SOZIALE SYSTEME UND DURCH GANZE GESELLSCHAFTEN, ORGANISATIONEN. WIE STARK DIESE EINEN FORMEN, DASS IST SCHON ERSTAUNLICH. DURCH SOZIOLOGIE ERKENNT MAN DAS UND DIESE NEUGIERDE LIEß NIE NACH, DESWEGEN WILL ICH AUCH IMMER IN DIESEN GEBIETEN WEITERFORSCHEN.

Orte, die man in Bielefeld unbedingt gesehen haben muss:

LEIDER KEINEN. ICH WILL BIELEFELD NICHT SCHLECHT MACHEN, ABER IM GUTEN UND IM SCHLECHTEN SINN IST ES EINE STADT OHNE MUSTS. MAN WÜRD NIX VERPASSEN, WENN MAN IRGENDWO NICHT HINGEHT. DAS REDEUTET AUCH IRGENDWIE ENTSPANNUNG, WEIL MAN NICHTS HINTERHER JAGEN MUSS. WENN ICH UNBEDINGT EINEN ORT NENNEN SOLL, DANN DIE UNIHALLE. WEIL SIE FUNKTIONSMÄSSIG ALLES ERFÜLLT UND TROTZDEM ANGENEHM IST. DUISBURG UND ROCHUM KANN DAS REISPIELSWEISE NICHT RIETEN. ABER DER AN SICH EHER HÄSSLICHE ZWECKRAU DIESER UNI FUNKTIONIERT IN EINER EINMALIGEN WEISE. DAS SOLLTE MAN GESEHEN HABEN. VON ALLEN ZWECKKRAUTEN IST DIESER DER RESTE.

Ihre Empfehlung an alle Studenten

INTENSIV NACH ETWAS SUCHEN, WAS EINEN SELBST ECHT INTERESSIERT, OHNE RÜCKSICHT DARAUFG WAS FÜR PERSPEKTIVEN SICH DARAUFG ERGEREN. DAS ERGIBT SICH DANN SCHON. DAS LEBEN IST OHNE ETWAS, WAS EINEM WIRKLICH INTERESSIERT, AUF DAUER SCHLECHT AUSZUHALTEN, UND IM BERUF VERRINGRT MAN SCHON VIEL LEBENSZEIT. VERGEUDETE ZEIT IST DAS SCHLIMMSTE. WENN SIE NICHTS FINDEN, WAS SIE AN DER SOZIOLOGIE INTERESSIERT, DANN HÖREN SIE LIEBER AUF. BESSER SIE LIEGEN IN DER HÄNGEMATTE UND TUN GAR NICHTS- DAS IST WENIGSTENS ANGENEHM, ALS DASS SIE ETWAS TUN, WOFÜR SIE SICH ÜBERHAUPT NICHT INTERESSIEREN.

Die beste Erinnerung aus der eigenen Unizeit:

ERSTENS FÄLLT MIR DAZU EIN, DASS MIR MÜNDLICHE PRÜFUNGEN TROTZ NERVOSITÄT LOCKER VON DER HAND GINGEN. DA WAR ICH IM VORFELD DOCH SEHR SKEPTISCH GEWESEN. AUS MANNHEIM IST MIR, ZWEITENS, EIN FAKULTÄTSFEST IN ERINNERUNG, WO ICH MEINE PROFESSOREN VON EINER GANZ ANDEREN UND SEHR LOCKEREN SEITE KENNENGELERNT HABE. ALS AUCH LANGFRISTIG BESTE ERFAHRUNG IST VIELLEICHT DIE ZEIT DER VORBEREITUNG AUF DAS DIPLOM ZU NENNEN, DASS WIR ES GESCHAFFT HABEN, FREUNDSCHAFTLICHE, NICHT KOMPETITIVE LERNGRUPPEN ZU BILDEN, DIE DEN STRESS ERHEBLICH REDUZIERT UND SICHERHEIT GEBRACHT HABEN. DIE DAMALS VERFESTIGTEN BEZIEHUNGEN HABEN AUCH NOCH NACH DEM STUDIUM GEHALTEN, TEILWEISE BIS HEUTE. TROTZ UNTERSCHIEDLICHEM ARSCHNEIDEN BEIM DIPLOM KAM NIE NEID ODER MISSGUNST AUF, NA JA, NEID VIELLEICHT SCHON, ABER KEINE MISSGUNST. DASS MAN SO ETWAS AUS DEM STUDIUM MITNEHMEN KANN, DAS IST VERMUTLICH DIE WICHTIGSTE ERFAHRUNG.

Ich mag es zu lehren, weil:

... MAN MANCHMAL MERKT, DASS SO ETWAS WIE EIN FUNKE ÜBERSPRINGT. DAS GELINGT NICHT MIT JEDEM ODER ALLEN, ABER WENN ICH ES MITREKOMME ODER SEHE, SELBST IN DER VORLESUNG, WIE STUDENTEN EIN LICHT AUFGEHT, WIE SIE SICH IMMER MEHR ENGAGIEREN UND MEHR WISSEN WOLLEN, DANN IST DAS EINE SCHÖNE ERFAHRUNG.

Was nervt Sie an Studenten am meisten?

DESINTERESSE, ZEIT IN SEMINAREN ZU VERBRINGEN, WO ZU ERKENNEN IST, DASS NULLINTERESSE AM THEMA BESTEHT. SO ETWAS NERVT. ES IST KAUM MÖGLICH, WENN AUCH NUR 10-15% DER STUDENTEN DIE DA SITZEN, UNINTERESSIERT SIND, EIN GUTES SEMINAR ZU HALTEN. JEDES SEMINAR BEDEUTET ARBEIT, DAS WIRD DEM LEHRENDEN DANN EINFACH KAPUTT GEMACHT, UND VOR ALLEM: AUCH VIELEN KOMMITTENTEN. ZUDEM NERVT MICH DER STOLZ EINIGER STUDENTEN, DIE SICH OHNE WIRKLICHEN WISSENSERWERB BIS ZUM DIPLOM DURCHGESCHLAGEN HABEN. DARAUF AUCH NOCH STOLZ ZU SEIN.... ES ENTSETZT MICH, DASS SIE GAR NICHT MERKEN, WAS SIE SICH SELBST ANTUN, WENN SIE SO VIEL ZEIT VERPLEMPERN.

Ihre Empfehlung an alle Studenten:

INTENSIV NACH ETWAS SUCHEN, WAS EINEN SELBST ECHT INTERESSIERT, OHNE RÜCKSICHT DARAUF WAS FÜR PERSPEKTIVEN SICH DARAUS ERGEBEN. DAS ERGIBT SICH DANN SCHON. DAS LERNEN IST OHNE ETWAS, WAS EINEN WIRKLICH INTERESSIERT, AUF DAUER SCHLECHT AUSZUHALTEN, UND IM BERUF VERRINGERT MAN SCHON VIEL LERENZEIT. VERGEUDETE ZEIT IST DAS SCHLIMMSTE. WENN SIE NICHTS FINDEN, WAS SIE AN DER SOZIOLOGIE INTERESSIERT, DANN HÖREN SIE LIEBER AUF. BESSER SIE LIEGEN IN DER HÄNGEMATTE UND TUN GAR NICHTS- DAS IST WENIGSTENS ANGENEHM, ALS DASS SIE ETWAS TUN, WOFÜR SIE SICH ÜBERHAUPT NICHT INTERESSIEREN.

Soziologie ist...

DIE WISSENSCHAFT VOM LEBEN IN DER GESELLSCHAFT.